This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS
LILY BRAUN

RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY

Schlesinger Library
WOMAN'S ARCHIVES

Gift of
Dr. Julée Braun-Vogelstein

4.50

Gottfried Keller.

Laura Marholm:

Wir Frauen
und
unſere Dichter.

Verlag der
WIENER MODE
Wien und Leipzig 1895.

396.8
H25

Inhalt.

Seite

Wir Frauen und unſere Dichter 7
Gottfried Keller und die Frauen 30
Paul Heyſe als Liebeſchilderer 71
Henrik Ibſen und das Culturweib 95
Der Prieſter der »Reinheit« 113
Die beiden Weiberhaſſer Tolſtoi und Strindberg:
I. Tolſtoi 147
II. Strindberg 165
Das Weib »fin de siècle« 201

Wir Frauen und unſere Dichter.

Wir germaniſchen Frauen ſind mehr als die Frauen anderer Raſſen gewohnt, uns als einen Anhang, ein Theil, ein Stück vom Manne zu betrachten. Für ihn da zu ſein, uns ihm unterzuordnen, ihn zu umhegen, ihn zu verſtehen, war bisher der Inhalt und der Stolz unſeres Daſeins. Das iſt nicht mehr ſo. Wenigſtens nicht mehr ſo allgemein. Das Weib hat angefangen zu fragen: wer bin ich? nicht: weſſen bin? Das heißt: es fühlt ſich als Individualität und will ſich als Individualität perſönlich ausleben. Und es ſteht jetzt in der Rathloſigkeit des Anfanges. Wünſche ſind in ihm, Bedürfniſſe, Anſprüche, die es ſelbſt nicht verſteht, die es ſich am liebſten nicht eingeſtehen möchte, Wünſche, die vorläufig erſt die Wendung ins ganz Aeußerliche, in den Drang nach äußerer Selbſtändigkeit nehmen, ein Drang, der nicht einmal aus erſter Hand iſt, denn die ökonomiſchen Verhältniſſe zwingen überall das Weib des Mittelſtandes dazu, die möglichſten Anſtrengungen zu machen, um ſich

selbst ganz oder theilweise zu versorgen. Und es ist stolz und froh, wenn es das kann und sich das erstritten hat, und es kämpft dafür in der Oeffentlichkeit und im Privatleben, in der Familie, in Vereinen für Frauenrechte, in Zeitschriften und Büchern, wo die Bewegung schon weiter vorgeschritten ist. Es kämpft für die erste, gröbste Basis seiner Unabhängigkeit, für das Recht, sich selbst zu ernähren, diese unterste Stufe der Freiheit, die zugleich das erste Anrecht an den Besitz und die Verfügung über sich selbst gibt. Es ist kein aussichtsloser, aber es ist ein trüber, werktäglicher Kampf, in dem das Weib nur gar zu oft sein intimstes Eigenthum zusetzt — seine Weibnatur.

Aber hinter dem, was das Weib als seine Wünsche zu äußern und als seine Ansprüche vorzubringen wagt, steht etwas anderes. Viele Frauen haben noch nicht den Ausdruck dafür, viele sehen ihre Pflicht darin, es sich abzustreiten, einige geben schauernd und unsicher dem unklaren Drang nach, und nur einige ganz wenige wissen, was es ist, und geben ihm mit Freuden nach und fühlen ihre Lebensfülle dadurch erhöht, und ihre Seele und ihren Leib dadurch verschönt. Das ist, daß das Weib überhaupt eine Entwicklung durchgemacht hat und in ein neues Stadium des Ichbewußtseins getreten ist.

Es war ein Vorgang, der dieses ganze Jahrhundert lang währte und jetzt mit seinen Folgen nach außen drängt.

Eine der Triebfedern dazu waren die großen Dichter dieses Jahrhunderts.

Nie hat es eine so reichliche und mannigfaltige Literatur gegeben wie die, mit und an der wir Frauen der Jetztzeit aufgewachsen sind. Und nie hat in der Literatur das Weib eine Rolle gespielt, wie in der dieses Jahrhunderts. Nicht nur daß die Dichter sie oft zum Sprachrohr dessen machten, was sie sich nicht getrauten, direct zu sagen, nein, sie bedurften auch ganz persönlich des Weibes in vielseitigerer und abgetönterer Weise, als es je früher der Fall gewesen. Sie wollten es mithaben bei dem, was sie dachten und schufen, sie mußten es mithaben mit seiner Seele, seinem Geiste, seinem Beifall, um sich dadurch stark, reich, gesund zu fühlen. Von der Wende des vorigen Jahrhunderts an, in der klassischen, der romantischen, der 48er, der Epigonenperiode sind wenig Dichtwerke und wenig geistige Thaten zustande gekommen ohne die intime zärtliche Antheilnahme einer Frau. Das Verhältniß zwischen Mann und Weib hatte sich von seiner einfachen Grundlage zu unendlich zarten, verfeinerten, schwebenden, aber desto haltenderen, zwingenderen Beziehungen entwickelt.

Darin verräth sich zunächst, daß der Mann, oder sagen wir die Elite der Männer, überhaupt in diesem Jahrhundert sensibler, feiner, nervöser geworden ist. Aber auch das Weib, dies resonanzgebende Instrument, ist sensibler, feiner, nervöser — ichbewußter geworden und zum großen Theile durch diesen Umgang mit den verfeinertsten Männern seiner Zeit geworden. Und dieser Umgang erstreckte sich weit über die persönliche Bekanntschaft hinaus. Wie viele junge Weib-Kinder haben nicht

über einem Buche ihre ersten seelisch-physischen Wonneschauer in angstvoller Seligkeit erlebt, und ihr Herz und die Welt und das Dasein zu eng gefühlt für diese Erregungen. Wie viele Weibpersönlichkeiten sind nicht geweckt worden durch solche Wirkungen von Dichtern ins Weite; wie viele zarteste, hindrängendste Schwingungen der Liebe sind nicht gelebt worden in abgelegene Landflecken und öden Provinzstädten, von denen er, der sie erweckt, nie erfahren, und die doch oft frischer und reicher waren, als alle Liebe, die ihm entgegengetragen ward. Aber die Frauen, die so empfunden, konnten nie völlig am Kochtopf verdummen oder sich mit Häkelarbeiten betäuben, und sie wurden die Unzufriedenen, die sich gebunden und eingezwängt und um ihren Anspruch an's Leben gebracht fühlten und solche Naturen waren unter den ersten, die hinaussuchten ins Leben, die unabhängig werden wollten, um sich selbst zu finden, frei, damit ihr Ich anfangen konnte zu reden.

Hatten sie irgend ein wirkliches Talent, eine auffällige Begabung, so arbeiteten sie sich wohl auch manchmal durch zur Ichentfaltung; aber wie viele Frauen, wie viel bestes Weibmaterial hat nur das eine Talent: seine sensible, warme, verfeinerte Weibnatur. Und eben diese war ihnen ein Hinderniß, sich hervorzuellbogen aus gedrückten, dumpfen Verhältnissen, und sie kamen nicht weiter als Lehrerinnen, oder Erzieherinnen, oder andere Dienende zu werden, auf deren Dienstzuverlässigkeit die eheloſe, liebeleere Jugend steht — und sie verkümmerten. Oder sie heirateten, was sich in ihrem kleinen Kreis darbot — und verkümmerten.

Aus diesen Verkümmernden gingen die Vortruppen der Emanzipation hervor und gaben ihr das Gepräge.

Inzwischen aber veränderte sich das Bild des Weibes in der Seele der Dichter mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Die seelische Galanterie, die noch über den Beziehungen der Classiker zu ihren Damen gelegen hatte, war früh verschwunden. Schon das junge Deutschland hatte keine Zeit mehr, dem Weibe zu huldigen, es war vielzusehr damit beschäftigt, es zu revoltiren, und das mußte schnell gehen, denn sein eigenes inneres Fieber sagte ihm, daß seine Frist kurz sei. Es jagte das Weib vorwärts und schalt es, daß es zu ängstlich und bequem war um mitzuhalten; es fühlte sich in einer Wüste ohne sein Mitsein, und zu erschöpft um es mitzuschleppen. Es drängte nach ihm, um sich von ihm aufregen und beruhigen zu lassen und fand es unzulänglich für Beides.

Es regte das Weib auf, weckte es aus seiner vegetativen Ruhe, rüttelte seine Persönlichkeit wach, lehrte es wünschen, lechzen, denken, aber es gab ihm nichts, und es spiegelte es unklar in seinen Büchern.

Der erste, der hatte, was jenen fehlte, war Gottfried Keller; und er hatte es gründlich. Kein deutscher Dichter hat ein volleres, echteres, feineres Bild vom deutschen Weibe gegeben. Ueberall im Leben, in der großen Welt und in den kleinen Städten und auf den einsamen Höfen treffen wir noch seine Urbilder. Das Weib, das gut ist, comme le bon pain, einfach, ehrlich, warm, heiter, mütterlich, das Weib, das hingebend ist

wie die fruchtbare Erde, das Weib, das Alles versteht aus ursprünglicher Feinfühligkeit, das Weib, das desto demüthiger ist, je voller es liebt — kurz und gut, das deutsche Weibtemperament in seiner Naturbedingtheit und Unaufgelöstheit, mit seinen schlichten Reizen, mit seiner häuslichen Gebundenheit, auch mit seinen kleinen, allzu einfachen Verschrobenheiten.

In Keller's Dichtungen sah sich das deutsche Weib zum ersten Male in einem treuen Spiegel und erkannte überrascht die Aehnlichkeit und betrachtete sich und lernte sich kennen.

Wie vielen von uns hat Keller nicht gesagt, wie wir sind, und was uns nohtthut, und was wir dulden und was wir nicht erdulden sollen! Er wurde, was ihm wohl selbst am wenigsten träumte, ein Wecker der Frauen, und indem er sie in das Unbewußte ihrer Persönlichkeit blicken ließ, rief er das Persönlichkeitsbewußtsein in ihnen wach.

Aber mit ihrer Umgebung und ihren äußeren Lebensbedingungen standen Keller's Frauen noch auf der Grenze einer vergangenen Zeit. Die Verhältnisse, in denen sie lebten, waren primitiv, einfach, freundlich, wie ihre Seelen. Es gab da keine Noth, keine Ueberarbeitung, keine Lohnsklaverei.

Auch in Paul Heyse's Dichtungen gibt es kein äußeres Elend und fast keine äußeren, brutal hemmenden Schranken. Aber trotz dieser fehlenden Züge im Antlitz der Zeit ist er der größte Erwecker der individuellen Frau in diesem Jahrhundert geworden.

Erstens verstand er das Weib wie keiner vor ihm und keiner nach ihm. Bei keinem seiner Zeitgenossen ist die Galerie der Frauen so reich wie bei ihm. Er hatte nicht diese oder jene Specialität, die ihm glückte, und er hing sich nie an die äußerlichen, wenn auch noch so interessanten Züge. Er kannte das Weib in seiner Wesenhaftigkeit, er fühlte es, er errieth es, er durchschaute es in den Mannigfaltigkeiten seiner Einheit und er ist im ganzen Zeitalter der einzige Dichter, der es durchaus hochhielt. Und dadurch brachte er etwas in die Literatur und in das Weib hinein, was unberechenbare Folgen haben mußte. Indem er das Weib als Ichwesen überall und in jeder Lage achtete, lehrte er es sich selbst als Ichwesen achten. Bis dahin war das Weib gewohnt, immer auf irgend eine grobe oder feine Weise über sich verfügen zu lassen — Paul Heyse weckte es zum Bewußtsein seiner Selbstherrlichkeit über sein Weib-Ich. Er gab das Weib an sich selbst. Er führte es aus dem dumpfen Vegetiren hinaus in die Helle des Daseins, ließ es licht werden um sie herum und lehrte es die Ehrfurcht vor seiner Geschlechtsnatur. Er erzog in ihm den Muth und den Tact des Persönlichkeitsgefühles.

Und er that mehr. Er befreite dies verfeinerte, bereicherte Weib aus dem Hülster der Hausbackenheit, er gab ihm zu der inneren Vornehmheit die äußere vornehme Form, das Wesen, den Horizont, die Grazie der großen Welt. Dann gab er ihm zu seiner cultivirten Seele den cultivirten Geist, den freien Blick, die sichere, feine Ueberlegenheit in allen Lebenslagen.

Bis dahin war das deutsche Weib in der Literatur eine Provinzlerin gewesen, deren Reiz in ihrem naiven Aufschwung bestand und die gläubig, bewunderungsvoll, unerfahren zu dem Manne aufschaute; das Heyse'sche Weib übersah zuweilen den Mann, es hatte das Lebenswissen und die Lebenseinsicht der vielreisenden Kosmopolitin, es machte sich wenig Illusionen. Es kannte den Werth der Dinge und übte Kritik, auch an dem Geliebten, es hatte dem Leben auf den Grund geschaut und wußte Bescheid über den Zwang, aus dem es liebte; und seine Liebe wurde reicher, tiefer, mannigfaltiger, reizvoller durch seinen leisen Skepticismus. Es war unschuldig, aber nicht aus Unwissenheit, sondern aus seelischer Zartheit, und keusch nicht aus Frömmigkeit oder Pflicht oder Kälte, sondern aus einem feinen Ichcultus, der das Unreine verabscheut wie den körperlichen Schmutz und sich aufspart zu den seltenen edlen Genüssen.

So kamen wir Frauen uns selber entgegen im empfänglichsten Alter, als wir eben anfingen vom Leben zu träumen, in Heyse's Weibschilderungen. Wir waren ganz bildsamer Stoff, eine rohe Hand hätte ihren plumpen Stempel auf uns setzen können, wenn es die Hand eines bewunderten Dichters war. Wir schlossen uns zu vor der Umgebung, in der wir lebten, wir wollten uns von der platten, dummen Alltäglichkeit, zwischen der wir aufgewachsen, nicht prägen lassen, aber wir lechzten mit geöffneten Kelchen nach dem, was die seltenen, die verbotenen, die Bücher mit den vollen

Lebenspulsen uns brachten, die die eigene dunkle Fülle unserer Seelen, alles Vervollkommnungsfähige in uns aus dem Schlummer klopften. Wie viele rathlose, aussichtslose weibliche Begabungen haben nicht allein in und von Büchern ihrer Jugend gelebt! Und auf den Saiten dieser zitternden Jugend spielte Heyse seine zarten Weisen mit den weiten Horizonten, Lieder von der inneren und äußeren Freiheit, von physischen Wonnen und seelischer Vornehmheit, Lieder von der Selbstherrlichkeit des Weibes, neben der die Selbstentäußerung, die man uns in Haus und Schule predigte, so häßlich und schmutzig schien — und seine Hand bildete in uns die festen Grundlinien zu dem, was wir wurden im Leben.

Darauf kam Ibsen, der erste nach Heyse, dessen Weibprobleme in der Presse, in der Familie, zwischen Frauen und Mädchen, erörtert wurden, wie die Heyse's erörtert worden waren. Er drängte Heyse aus den Seelen der nun Jungen hinaus und prägte die Weibgeneration, die an ihm aufwuchs, wie Heyse die Seelen seiner Schülerinnen geprägt hatte. Und die Töchter Ibsen's sahen anders aus als die Töchter Heyse's. Sie waren armer Leute Kinder und mußten sich selbst versorgen; sie lebten in engen Verhältnissen, ohne Aussicht sie zu verlassen, die Liebe war ein Luxus, an den sie keine Zeit hatten zu denken; sie waren ärmlich gewachsen und ärmlich gekleidet und kämpften über ihre Kräfte in dem struggle for life, der inzwischen sich zu einer ganzen Lebensphilosophie ausgewachsen hatte; aber auch sie, alle — alle hatten eine Forderung, von der sie nicht

abließen, dieselbe Forderung wie die Heyse'schen Frauen, den Anspruch an den Cultus ihres Ichs.

Das, was Heyse geschildert hatte, war das Weib in seinen besten Augenblicken, unter seinen günstigsten Entfaltungs-Bedingungen, — die Sonntage und die Feststimmungen des Lebens. Das, was Ibsen schilderte, das war unser jämmerliches, ödes, bitteres Leben, wie es alle Tage war, das waren unsere Mütter, Brüder, Ehemänner, Vormünder und Erzieher, wie sie gewöhnlich, nur allzu gewöhnlich waren, wie sie uns Luft und Licht wegnahmen und Dank dazu verlangten, daß sie uns soviel Luft und Licht ließen, wie sie uns die Flügel brachen und uns verwundert fragten, warum wir denn nicht fliegen könnten? Er ließ in die Hinterzimmerschummerigkeit des Mittelstandes ein schneidend grelles Licht fallen, in dem sich die fettige Fadenscheinigkeit der anständigen Familien-Existenzen mit ekelhafter Deutlichkeit enthüllte. Ekel, Uebelkeit, ein nervöser Drang zu entrinnen, sich selbst zu finden, sich selbst zu leben in diesem kurzen Leben, in dem schon soviel verloren war, — das waren die Gefühle, die er mit unerhörter Inbrunst im Weibe weckte. Ich kann die Wirkung dieser beiden Dichter auf die begabtesten Frauen ihrer Zeit nicht besser schildern, als indem ich anführe, was eine dieser Frauen, die später und ganz allein durch ihren eigenen instinctiven Wagemuth eine hervorragende Stellung im Leben und persönliches Glück fand, mir darüber erzählte.

»Ich war gewiß bestimmt zu verkümmern,« sagte sie. »Ich war in einem der abgelegensten Grenzorte, in

Krähwinkel-Verhältnissen geboren. Mit vierzehn oder fünfzehn Jahren las ich Heyse. Er weckte gar keinen Aufruhr in mir, er weckte mich nur ganz unmerklich zur Kenntniß meiner selbst. Er gab mir den Stolz des stillen Sichinsichselbstzusammenschließens, er lehrte mich die Ehrfurcht vor meiner physischen und seelischen Weibnatur, das Wachen über meiner Ganzheit zu keinem anderen Zweck, als um ganz zu bleiben. Er gab mir den Ausblick auf das große Glück oder gar kein Glück und daß man zu beidem nichts thun könne. Er gab mir eine gewisse träumerische Ruhe, die wohlthat und wiegte. Zehn Jahre später kamen Ibsen's Bücher in unser Nest. Ich las ihn und war außer mir. Ich lag auf der Diele und wand mich in Empfindungen, die keinen Ausdruck fanden in Gedanken und Worten. Die Menschen und die Verhältnisse in seinen Gesellschaftsdramen, das war ja eben mein Kreis, meine Verhältnisse, meine ganz persönliche Umwelt. Ich sah alles, was mich band und unterdrückte mit einer Deutlichkeit wie nie. Und ich sah, daß ich fort mußte. Ich hatte keine Ruhe mehr zu bleiben. Fort mußte ich, gleich! Ich hatte nirgendwo Verbindungen, ich ging ganz ins Ungewisse hinein in die Welt im nothgedrungenen Vertrauen auf das Einzige, was ich hatte: mein bischen Talent. Ohne Ibsen wäre ich nie hinausgekommen. Ich war jahrelang allein im fremden Land, unter fremden, gleichgiltigen Menschen, — aber ich gehörte mir selbst. Ich war frei von den dummen Launen und Vorurtheilen Anderer. Ich las und dachte, was ich wollte. Ich war mein! Ich ernährte mich selbst und

fühlte, wie meine geistige und seelische Persönlichkeit sich freiwuchs. Kein Mensch aus meiner Umgebung, kein persönlicher Verkehr — Heyse und Ibsen waren meine Wecker und die Wegzeiger meines Lebens.«

Das Merkwürdige in diesem Leben war, daß hier die Einflüsse dieser beiden großen Antipoden sich die Wage hielten, daß der eine als Fortsetzer des anderen erscheint.

Man sollte glauben, das sei unmöglich. Die Wirkung des einen ließe sich überhaupt nicht auf die des andern impfen. Heyse's verfeinerter Sensualismus und Ibsen's Verneinung der Sinne! Zwischen den Menschen des einen ein sympathisches Verstehen — zwischen denen des andern kein Erbarmen. Daß es kein Erbarmen bei den Menschen von heute gibt, daß der Eine den Andern immer eingeschnürt in den eisernen Harnisch seiner eigenen Interessen findet, das eben war ja das furchtbare Neue, was aus Ibsen's Dramen zu uns sprach und uns dazu peitschte uns selbst zu helfen, weil es ja doch sonst keine Hilfe gab.

Und doch sind Ibsen's hauptsächliche Frauengestalten schon bei Heyse vorhanden und doch hat Heyse dieselben Weiberscheinungen, mit denen Ibsen uns Frauen revolutionirte, schon viel früher im Leben angetroffen und viel früher als Ibsen verstanden, und er fand im Weibe — in den ganz wenigen einzelnen — schon lange vorher dieselben Entwicklungs-Erscheinungen, die Ibsen so viel später entdeckte.

Da ist z. B. die zum Programmweib gewordene Nora. Ich wüßte nicht, daß jemand es schon ausge-

sprochen hätte, worauf Nora's Aufopferung für ihren Gatten beruht. Nun, sie beruht auf einem Heyse'schen Grundmotiv: dem Incommensurablen, d. h. dem nicht mit gleichem Maß zu Messenden. In dem Essay über Heyse habe ich mich darüber näher ausgesprochen. Für Nora ist die Liebe das große Wunder, das Geschenk, das man ohne Verdienst empfängt. Für sie gibt es nichts außer, neben, über der Liebe. So liebt sie ihren Helmer. Alles andere außer ihm, alle gesellschaftlichen Pflichten, Rücksichten, Bedingungen sind nicht für sie vorhanden. An Stelle des ganzen Netzwerkes von Verbindungen und Verbindlichkeiten, in denen der Mensch und vor allem das Weib sein Leben verbringt, steht für sie ihr Mann. Alles ist für sie nur da in Beziehung zu ihm; was sich nicht auf ihn bezieht, ist für sie nicht da. Ihre Liebe ist ihre Religion, ihr Gesetzbuch, ihre Moral, ihr ganzer persönlicher Inhalt. Und was ist für sie die große Enttäuschung — —? Daß die Liebe für Helmer nicht das Incommensurable, das, was ihm über alles andere geht, ist. So gab sie sich. So gibt er sich nicht! Unter dieser Entdeckung erstarren ihr Herz und ihre Sinne zu Eis. Und was ist dieses vielbesprochene »Wunderbare«, an dessen Kommen sie nicht mehr glauben kann? Es ist eben das Erwachen des incommensurablen Gefühls in Helmer's Seele.

Ist es hier der geläuterte Grundtrieb der menschlichen Natur, den Heyse und Ibsen, unabhängig von einander, in einer Reihe Frauen ihrer Zeit als das Absolute, das alles beherrschende Lebensmotiv entdeckten, so

war es wieder Heyse und viel später nach ihm Ibsen, der eine eigenthümliche und immer häufiger hervortretende Spielart Weib in einer dauernden und typischen Gestalt festhielt. Bei Heyse heißt dieses Weib Toinette (»Kinder der Welt«), bei Ibsen Hedda Gabler. Es ist das Weib ohne Geschlechtsleben, die geborene Geschlechtslose, verblendend durch den Flirt, in dem nur die Frauen Meisterinnen sind, in denen nichts von einem eruptiven Naturfond schlummert, müde Körper voll geistiger Beweglichkeit, Künstlerinnen der Lockung und Anziehung gegen den Mann, dessen physische Berührung, wenn sie sie doch schließlich erleiden müssen, ihnen Ekel und Grauen erweckt und die sie nicht ertragen, noch sich daran gewöhnen können. Es ist ein Typus, der in den letzten Jahrzehnten ungeheuer an Zahl zugenommen und an Reiz verloren hat: die wirkliche Emancipirte, die vom Mann Befreite, die Hauptpredigerin des neuen Frauenglücks in der Unabhängigkeit, das eheloſe Berufsweib mit der vollkommenen Befriedigung im Beruf, Björnson's Reinheitsapostelinnen mit Svava an der Spitze, bei Hauptmann die Anna Mahr mit der Bruder- und Schwester-Theorie (»Einsame Menschen«,) derselben Bruder- und Schwester-Theorie, die der altgewordene Tolstoi jetzt so eifrig predigt.

Auch Björnson's Svava ist von Heyse vorweggenommen worden in seinem jungen Mädchen aus altadeliger Familie (»Im Paradiese«), das seinem starken, braven, schönen Verlobten den Abschied gibt, da es erfährt, daß er mit einer andern Frau gelebt hat.

Man sieht, die Problem- und Tendenzweiber der scandinavischen Dichtungen sind keine nordischen und naturalistischen Entdeckungen, sie führten, Entwicklungs-Erscheinungen dieses Jahrhunderts, schon viel früher ein unbemerktes Dasein in der Wirklichkeit, wo der große intuitive Seelenkenner Heyse sie traf und ohne Lärm und Tendenz in seiner Dichtung bekannt machte.

Nur die äußeren Verhältnisse haben sich unterdessen bedeutend geändert.

Das Heyse'sche Weib war eine Aristokratin, nach außen umfriedet, darum konnte sie es sein. Das Ibsen'sche Weib lebte als eine Einsame mitten in dem allgemeinen struggle for life, der das Antlitz unserer Zeit ist, das Björnson'sche Reform-Weib war die Plebejerin mit den drohend abstehenden Ellenbogen, die die Männer demoralisirte und sich allein durchboxte.

Und aus Rußland und Schweden hallte dieser neue Typus freudig zurück.

Von dem verfeinerten Heyse'schen Weib voll seelischer Vornehmheit bis zu dem Strindberg'schen Frauenpöbel — wie hatte sich die Physiognomie des Weibes in der Seele der Dichter verändert! Aber wie hatte sich die Physiognomie der Zeit nicht überhaupt in diesen 20—30 Jahren verändert? Das Weib war in den Concurrenzkampf mit dem Mann getreten und es hatte sich wirklich Ellenbogenraum in diesem Kampfe erobert. Eine Menge Väter und Brüder waren der Last der Versorgung ihrer unverheirateten weiblichen Angehörigen enthoben, ja sie waren sogar der Last enthoben, sie unter die Haube zu bringen.

Dagegen arbeiteten jetzt viele Töchter und Schwestern für ihre armen Eltern und Geschwister. Die Welt war mürrischer geworden, — das ganze Dasein sah aus wie ein ungeheurer grauer Arbeitstag. Von Jahr zu Jahr verschärfte sich die Concurrenz auf allen Gebieten, nervös, keuchend, neidisch hetzten sich die Menschen an einander vorüber: der eine Geschäftsmann am andern, der eine Dichter am andern, der Mann am Weibe, — alle Geschäftsleute, alle Wettrenner um den Vortheil, alle Ruheloſe, Friedloſe, Freudloſe — — — alle beginnende oder vorgeschrittene Entartungen. Und das Weib hielt tapfer mit. Es hielt mit, weil es doch nur auf diesem Wege die Möglichkeit sah in den Besitz seiner selbst, zu seiner vollen Selbständigkeit, zu dem vollen Verfügungsrecht über sich selbst zu kommen; es hielt mit, weil es rennen mußte, oder niedergetrampelt wurde; es rannte, weil Alle rannten. Und es nahm die Sache ernsthaft wie alle Anfänger. Es muthet sich viel zu, zuviel zu. Mit seinem vom Naturleben abhängigeren Körper, mit seinem rascher ermüdenden Gehirn drückte es die Schulbänke in Cursen und Extracursen und Fortbildungscursen bis in und über sein zwanzigstes Jahr. Und dann saß es weiter in ungesunden Räumen als Kunsthandwerkerin, Buchhalterin, Telegraphistin u. s. w., und wenn es besonders gut begabt und strebsam war und sogar Mittel hatte, dann studirte es, — und war es fertig, dann war es sechsundzwanzig, achtundzwanzig und mehr Jahre alt. Und dann konnte die eigentliche Arbeit anfangen.

Ja — aber es war frei!

Ja, — aber es war Weib. Oder war es noch Weib?

Wie Viele haben sich nicht diese Frage fern gehalten mit einem dunklen Instinct, wie man die Frage nach dem Sterben sich fern hält, — und wie viele fallen nicht in einem häßlichen Wuthausbruch den Mann und besonders das Weib an, das sich erlaubt diese Frage zu erheben. Aber die Frage bringen sie deswegen nicht aus der Welt, so wenig wie sie das Sterben aus der Welt bringen. Und wenn sie sich in ihrem Spiegel sehen? Ja, dann sehen sie, daß ihre Augen müde und ihre Wangen schlaff und ihre Haut welk und blaß ist von Anämie... sie sehen, daß sie kränklich und abgearbeitet sind; des Weibes süßeste Instincte schweigen in ihnen, oder reden stoßweise und ungleich. Arbeit, Arbeit, wenig Freuden, und selbst die seltenen Freuden machen matt. Und wozu nützt ihnen ihre Freiheit?....

Und sie nehmen einen anderen Spiegel, den Spiegel des Weibes, — die Bücher der Dichter. Was sehen sie jetzt in ihm? Es ist nicht mehr Keller und Heyse, auch Ibsen ist es nicht mehr. Es sind nicht mehr jene, die, als wir zum ersten Mal die Augen des Weibes aufschlugen, uns unsere Jugend in die Hand gaben wie blühende Rosen, Rosen, die lange blühten unter ihren Pfleger-Händen; es sind nicht mehr jene, die den Frühlingswind wehen ließen in unseren Segeln und die Thüren des Lebens vor uns aufschlugen und uns an der Hand führten durch dieses Leben bis zu dem Mann, der uns

liebte in unserem Ichwesen, und den wir liebten mit unserem Ichwesen. Nein, diese alten Herren sind jetzt aus dem Spiel. Und das Weib sieht sich im Spiegel der neuen Dichter.

Und da erfährt es, daß es ein Abschaum ist, ein Vampyr, eine Dirne, ein häßliches, kränkliches, lästiges Geschöpf, das des Mannes Bedürfniß allein hinaufdichtet zu flüchtigen Reizen, eine Last, die der Mann mit sich herumschleppt, ein Luxus, der zuviel Geld kostet, ein Uebel, das man nur aus einem Naturzwang erträgt, ein Ding, das Einem ewig fremd bleibt, mit dem Einen keine seelische Schwingung, keine herzliche Regung, kein tiefstes Einssein, mit dem Einen nur der periodische Trieb verbindet, ein Parasit, den man abschüttelt, sobald man zu Jahren kommt, auf den man mit Fäusten losgeht, wenn er Einem auf dem Arbeitsmarkt begegnet. Das ist das Verhältniß zwischen Mann und Weib bei Strindberg.

Oder ein russischer Barbar, spät in Deutschland bekannt geworden, als seine Dichterkraft schon versiegte, kommt und predigt die Unreinheit des Weibes, predigt die Unfruchtbarkeit, predigt die Unterdrückung der Persönlichkeit, predigt die Unfreiheit, die knechtische Selbstentäußerung auf allen Gebieten und läßt nichts bestehen als die Bruder- und Schwesterschaft des geschlechtslosen Mannes und des geschlechtslosen Weibes, des Nicht-Mannes und Nicht-Weibes; und das Weib erfährt von ihm, daß es das Ueberflüssige und das Schädliche ist, daß es erst etwas wird, wenn es nicht mehr Weib ist...

— — Und es hat keine Zeit mehr Weib zu sein, es hat auch keine Kraft mehr Weib zu sein; die Concurrenz auf dem Arbeitsmarkt nimmt all seine Zeit und seine Kräfte, und es fängt selber an sein Weibsein zu verachten und als eine Last zu empfinden und sich einzureden, daß das unfruchtbare Freisein alles ist, daß die Arbeit die einzige Genugthuung ist. Denn es ist ein gespaltenes Geschöpf geworden: es glaubt nicht mehr an sich selbst als Weib!

Aber Strindberg war noch ein großer Dichter: er ließ das Weib in seine eigenen Abgründe schauen, von denen es selbst nicht wußte, wie tief sie waren; und er fürchtete sich vor dem Weibe und damit gab er ihm ein ungemessenes Bewußtsein seiner Macht.

Und Tolstoi hat in seinen jüngeren Tagen die Weibnatur in ihrem Instinctleben geschildert wie keiner und das Weib war sich selber geoffenbart. Nur half beides jetzt nicht mehr, denn das Vertrauen war weg zwischen Mann und Weib. Der Boden der intimsten Beziehungen war vergiftet, die Vereinigung zwischen Mann und Weib war etwas Häßliches geworden, ein brutaler Act, ein thierischer Vorgang, von dem sich beide Theile reinigen mußten, und über dem aufgerissenen Abgrund zwischen den Geschlechtern saßen zwei bissige, argwöhnische Bestien und belauerten einander.

Das waren die Offenbarungen, die das Weib jetzt von seinen Dichtern empfing.

Die Quellen seines Daseins, der volle Strom seines Lebens fing an abgegraben zu werden: der Mann wollte

es nicht mehr, er wünschte nichts lieberes als ganz von ihm frei sein zu können; es war ihm zur Qual geworden.

Es ist ja aber noch eine Generation da: die ganz jungen Frauen und unsere letzte Dichtergeneration, unsere jungen Naturalisten.

Ja, da sind sie. Aber unsere jungen Naturalisten, die wissen überhaupt gar nicht, was sie mit dem Weib anfangen sollen!

Der Naturalismus, wie er aus einem kleinen Mißverständniß zur Losung geworden ist, — das ist der Spießbürgergesichtspunkt in der Literatur. In dem deutschen Naturalismus speciell ist der Kleine-Leute-Geist literaturfähig geworden. Diese Dichter sagten auf jeder Seite: wir haben nichts zu verschwenden, wir haben keinen Ueberfluß, wir müssen sehen wie wir selbst durchkommen; wir können auch nichts verschenken und nehmen auch nichts geschenkt, daraus entstehen nur Verbindlichkeiten. Laßt uns um Gotteswillen mit allen Problemen und speciell mit dem Weibproblem in Frieden. Es gibt überhaupt kein Weibproblem: es gibt Waschfrauen und christliche Mütter, die in alles dreinreden, und Familiengezänke und Erblichkeit und traurige freie Verhältnisse, wo man sich anödet und heiratet. Wir haben auch schon einmal eine Studentin gesehen, die sich — aber nur ganz schwesterlich — in ein Buch verliebte, und damit bewiesen, daß wir das Weib kennen. Auch eine Socialistin hat schon einmal bei uns einen Baron geheiratet, nachdem sie lange einer Mäntelfabrik vorgestanden. Ja, eins unserer jungen Mädchen hat sich sogar mit dem ersten

jungen Menschen, den sie zu sehen bekam, auf der Stelle vergangen. Aber es ließ sich sehr gut auf der Bühne darstellen. Wir schildern das Leben ganz exact wie wir es verstehen und wir verstehen es. Alles, was wir nicht verstehen, ist Phantasterei und Ueberschwänglichkeit. Das Weib ist eine ganz nützliche Einrichtung als Frau und Leserin, übrigens ebenso trivial wie wir selbst sind.

Die Dichter sind die hervorstechendsten Züge in der Zeitphysiognomie. Wenn sie nicht die großen Vorläufer sind, so sind sie die kleinen Primusse in der Schule, eine etwas bessere Ausgabe der ganzen Klasse, die sie vertreten.

Was die kleinen Primusse der Gegenwart vertreten, das ist der Plebejismus. Auch Graf Tolstoi und Strindberg vertreten ihn; jener den christlichen, dieser den atheistischen. Unsere par préférence plebejische Zeit fragt bei allem, was ihr in die Finger kommt: was nutzt mir's? Unter diesen Gesichtspunkt hat sie auch das Weib gebracht.

Der Mann dieses abgehetzten Geschäftszeitalters ist halb ein Decadent und halb ein Barbar. Was nutzt ihm das verfeinerte Weib? Freilich nichts. Es ist ihm nur unbequem; es ist ihm lästig. Er heiratet einen Geldbeutel, wenn er unternehmend ist, und er heiratet sein Verhältniß, wenn er Gemüth hat. Die entwickelteren, verfeinerten, begabten Frauen sind hinausgedrängt aus der lebendigen Kette des Daseins; mehr als das: sie sind auch ernüchtert. Sie haben einen Krebs am Herzen, ein nagendes Mißtrauen gegen das Glück, die Liebe, den Mann. Sie

schließen sich aneinander, sie suchen bei einander Ersatz: sie wollen nichts mehr vom Manne.

Eine solche Erscheinung hat Maupassant mit der ganzen schmerzvollen Verwunderung des vollblütigen Mannes geschildert in Notre coeur. Es ist die Frau fin de siècle, in der Alles unfruchtbar geworden ist, ihr feiner Geist, ihre anziehende Grazie, ihr mildes Wesen, ihre Hingebung selbst. Der Mann ist nicht mehr da für ihre Sinne und ihre Seele! Sie ist sich selbst genug. Es ist die Schilderung eines Mannes von einem Weibe, eines Franzosen von einer Französin — eine Schilderung der Oberfläche!

Wie das Weib wurde in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts — wie es sich entwickelte in der Concurrenz mit dem Mann und unter dem Gesichtspunkt der persönlichen Unabhängigkeit, wie es frei und sein eigener Herr wurde, wie es sich einen Platz eroberte in der Entwicklungsgeschichte seiner Zeit, wie es des Mannes entrieth und doch auf den Mann nicht verzichten konnte — darüber gibt es eine Reihe intimer Bekenntnisse berühmter Frauen dieser Zeit, Bekenntnisse, in denen viele Frauen sich selbst verstehen und viele Männer das Weibräthsel, unter dem sie litten, gelöst finden würden. Tragisch sind alle diese Bekenntnisse, von Mrs. Carlyle's verstohlenen Tagebuchaufzeichnungen ihres musterhaften Ehelebens an, über Marie Baschkirtzew's malerische Triumpfe unter dem Schmachten und Hinsiechen des jungen Mädchens in ihr, zu Sonja Kowalewska's Doctorhut und prix Bordin und Ruhm als Mathematikerin, zu

den Aufopferungen und Enttäuschungen der deutschen Socialistin, und von da zu Anne Charlotte Edgren-Leffler-Cajanello's kämpfenden Büchern für die Selbstständigkeit der Frau. Auch die Naturalistin des Nordens, Amalie Skram, erfuhr diese innere Tragik. Das Leben dieser Frauen ist typisch für Hunderte, die unbekannt und unbemerkt die gleichen Schicksale — Schicksale, die das Zeitgepräge mit sich bringt — erlebten.

Gottfried Keller und die Frauen.

I.

Es gibt Arbeiten, zu denen man ſich mit einem Seufzer niederſetzt — man fühlt, daß man mehr unternimmt als man kann, und es reizt Einen doch es zu unternehmen, und man vermag's nicht ſein zu laſſen. Ich habe noch nie etwas über Gottfried Keller geleſen, was den ganzen Mann in ſeinem Mittelpunkt, in dem Geheimniß ſeiner Sonderart gefaßt und vor uns hingeſtellt hätte mit jener Sicherheit des Verſtändniſſes, vor der alle Einwendungen ein albernes Geſicht machen. Er iſt in ſeiner Weiſe etwas ſo in ſich Gerundetes, ſo Vollkommenes und Abgeſchloſſenes, daß ihm nicht beizukommen iſt, wie allen guten Dingen. Denn das Weſen der guten Dinge beſteht darin, daß ſie ſo heil ſind, daß ihnen nichts abzuſchwatzen und nichts aufzuſchwatzen und kein Loch in ſie zu machen iſt. Und dieſer alte Schäker verſtand die vornehme Kunſt ſich unzugänglich zu machen aus dem Grunde. Als Dichter dichtete er nur, wenn es ihn ankam; kam es ihn nicht an, ſo ließ er es ſein, ob

Monate, ob Jahre lang, das war ihm ganz einerlei. Und als Mensch führte er sich so gelassen, daß kaum eines seiner Erlebnisse in die Oeffentlichkeit drang, und es noch, da er schon todt war, aussehen konnte als hätte er keine gehabt, bis jenes wundervolle Buch »Gottfried Keller's Leben«, die Sammlung seiner Briefe, von Jakob Bächtold herausgegeben, erschien, worin er nun lebendiger als einer der Lebenden, der unter uns wandelt sich mittheilt. Wenn man aber seine Bücher liest, die lauter Erlebnisse und dazwischen allerintimste Erlebnisse sind, so dämmert es in Einem, daß er sich seine Erlebnisse zu wählen verstanden, damit sie hinterher nicht hingingen und ausplauderten. Daraus ergibt sich in Betreff dieser Erlebnisse in erster Linie, daß er keine Erlebnisse mit — wie Nietzsche sagt — »Literaturweibern« hatte, womit sein guter Geschmack und seine Vornehmheit sich eines jener schweigenden Denkmäler gesetzt haben, die ganz Keller'sche Erfindung sind. Demnächst, daß er überhaupt seinen Umgang zu wählen verstand und sich, als ein besonnener Schweizer, nicht unbedacht anvertraute, sondern es vorzog, da die Menschen nun einmal nicht so gut und vor Allem nicht so fein sind, wie sie eigentlich sein sollten, sich gar nicht ganz hinzugeben. Und drittens, daß es ihm, als einem aufrechten Mann, so lange zu leben beliebte, bis Alle, die ihn aus seiner leichtsinnigen Jugend intimer kannten, mit dem, was sie wußten, vor ihm gestorben waren.

Vor mir steht eine Schale mit Anemonen und Veilchen und Ranunkeln und anderem Frühlingszeug,

das ich mir mit Mühe eben aus dem Walde zusammengeholt, um etwas Lebendiges und einen süßen Duft um mich zu haben, während ich über Keller nachdenke. Anders geht's nicht, denn seine Dichtung ist Leben und Spiel. Der Spieltrieb, der ihn als Kind (wie er im »Grünen Heinrich« erzählt) zum Experimentiren und Präpariren trieb, hat ihm sein ganzes Leben lang bei der Behandlung seiner poetischen Stoffe im Nacken gesessen und ihn gezwungen, seine Menschen, die nie erfundene Menschen, immer geschaute Menschen sind, plötzlich an einem Bein zu nehmen und in die Runde zu schnurren, und Verhältnissen, Vorgängen, Zuständen, die ganz fest umschrieben und local begrenzt waren, plötzlich einen Schubs in's Reinphantastische und Nirgendshingehörige zu geben. Fast alle, jedenfalls die meisten seiner Novellen haben einen solchen Zug, wo bei der größten psychologischen Wirklichkeit der größte äußere Wirrwarr und manchmal die tollste Possenreißerei herrscht, man denke an den Schluß in der »Armen Baronin«. Womit hängt das zusammen? Mit der Aesthetik der Romantiker, die ihm in's Blut übergegangen? In der ersten Ausgabe des »Grünen Heinrich« ist eine schlimmromantische Badescene: dasselbe nasse Verführungselement, das man fast bei allen älteren Herren Keller'scher Generation, in Spielhagen's »Reih und Glied«, in Johannes Scherr's »Deutscher Michel«, bei Storm ꝛc. ꝛc. findet, und das hier ganz und gar aus dem Rahmen der Möglichkeiten des Benehmens und der Verführungskünste einer Schweizer Bäuerin fällt. Oder hängt es — da er in allen Dingen

nüchtern genug und gar nicht Romantiker war — damit zusammen, daß er im Grunde nur für sich allein und zu seinem eigenen Vergnügen schrieb? Und dabei amüsirte es ihn denn, als ein Mensch, der noch in seiner Jugend vor der Vorsehung Angst gehabt und für das Dasein Gottes sich gepaukt hatte, bei reiferen Jahren und Einsichten die Vorsehung zu verbessern und allerlei Schiefes, was sie übersehen hatte, zurechtzurücken, die Bösen zu strafen und die Guten zu belohnen, wie es einer noch dienstfähigen und diensteifrigen Vorsehung zukommt. Und wenn das Publikum das hinterher las? Ja, was ging denn das eigentlich Gottfried Keller an? Er hatte in seiner Schweizer Metropole die Narrheit der Welt in den großen internationalen Reiseschwärmen oft genug aus halbgeschlossenen Augen an sich vorüberziehen sehen — das Publikum konnte froh sein, wenn er dann und wann seinen Erzieher spielte und es auf dem von der Natur dazu bestimmten Körpertheil wohlwollend durchklopfte. Und übrigens war er Schweizer, und die ganze übrige Welt ging ihn nichts an. Es ist in Gottfried Keller's Production ein Zug, der, in seinen jetzt veröffentlichten Briefen, auch in Worten ausgedrückt, sehr drastisch von der Production aller Späteren und Neueren absticht Er ließ sich keinen Sand in die Augen streuen — am wenigsten vom Ausland.

Als er als »grüner Heinrich« in die Welt ging — aus der Enge in die Weite — da glaubte er, daß alles Gute, alles Starke, Freie, Neue im Ausland zu finden sei.

Aber der »grüne Heinrich«, als er von seinem freilich recht langen Bildungsausflug heimkehrte, wußte Bescheid. Er wurde Schweizer im Superlativ, der schweizerischeste Schweizer. Für ihn, der alle Gebrechlichkeiten und Albernheiten Europas sich in seinem lieben Vaterland auslüften sah, zählte das Ausland nicht mit. Es ist dasselbe verständige selbstsichere Sichbehaupten in ihm, wie in dem biederen Schweizervolk im Ganzen, das den Fremden auf höfliche und redliche Art von ihrem überflüssigen Geld hilft und bei aller Berührung mit ihnen so unangefochten altväterisch und bedacht treuherzig verbleibt, wie es gewesen.

Dies ist das ganz Unmoderne an Keller. Alle anderen Dichter, die inländischen und ausländischen, wollen mit Gewalt aus ihrer Haut heraus und können nicht und jammern sich darum sehr; Keller dehnte und streckte sich mit einem geradezu beleidigenden Behagen in ihr und fand, daß seine Haut eine gute Haut sei. Das weitere Unmoderne an ihm ist, daß er keine Probleme suchte und nichts aus ihnen machte und dabei fand er sie scheffelweise und das kostbare Gut liegt in seinen Novellen mit einer empörenden Gleichgiltigkeit umhergestreut. Wo er ging und stand, da hakten sich die tiefsten, merkwürdigsten Dinge wie Kletten der Weggräben an seine Beinkleider. Und was that er mit ihnen? Wenn er sie nicht geradezu brummend wegschlenkerte, so nahm er sie ab und spielte ein Bischen Fangball damit. Drei solcher Probleme, wie er sie zu Dutzenden verschleuderte, könnten jetzt eine neue Aera mit neuen Verlegern in

Deutschland hervorrufen, aber er — und das ist nun das Allerunmodernste, das Grundunmoderne an ihm — er war sich der Zweckmäßigkeit seiner Stoffe gar nicht bewußt und er war überhaupt, wie wir es jetzt verstehen, kein ernster Dichter. Was sonst noch unmodern an ihm war, so z. B. daß er — in seinen guten Augenblicken — seine eigene persönliche, unverkennbare Sprache hatte, aus den Wolken gefallen, man weiß nie wie? während unsere Modernen sich noch im Schweiße ihres Angesichtes nach einem einheitlichen Stil abarbeiten, das ist etwas, was im Vergleich mit jenen großen Mängeln gewissermaßen an Farbe verliert.

Gottfried Keller ist der Unmoderne, — das ist klar und wahr und es ist traurig, daß es so ist, da er mit weniger Lust am Spiel und mehr verantwortungsbewußtem Ernst im Schaffen ein noch viel größerer Dichter, der große Dichter hätte werden können, der er nicht werden wollte. — Ob? trotz aller Verständigkeit seines entwickelten praktischen Schweizersinnes ist Keller doch der naive Dichter, das plaudernde, dichtende Kind. Er ist wie die aufgepflügte Ackerkrume, in der die Saatkrähen herumspazieren und picken. Er könnte viele Saatkrähen fett machen.

Einen Punkt jedoch hat er — da ist der kleine, kugelige, phlegmatisch aufrechte Keller moderner als unsere Allermodernsten — das ist in seiner Bekanntschaft mit dem Weibe. Er hat viel und mit Behagen über das Weib geschrieben, der alte »Pankraz, der Schmoller«, der sich nie an sichtbare Ketten legen ließ.

Keller ist unter allen deutschen Dichtern der, welchem am wenigsten durch Reflexion beizukommen ist, man muß ihn fühlen. Ihm ist aber auch nicht unmittelbar durch das Gefühl beizukommen: er ist viel zu abgeschlossen, um Jedermann sich in sich hineinfühlen zu lassen. Es bedarf dazu ganz bestimmter Bedingungen, seiner eigenen Lebensweise intim verwandten Bedingungen, und in unserer modernen Gesellschaft ist dafür gesorgt, daß solche Bedingungen für die große Masse der fühlenden Leser nicht da sind.

Keller ist ein Freiluftmann und ein Freiluftdichter — damit hält er sich alle echten geborenen Städter in passender Entfernung. Sie schnuppern wohl an ihm herum und werden wirblig von dem starken Wald- und Wiesenduft, der von ihm ausströmt, aber gerade dieses übertriebene Entzücken ist die chinesische Mauer zwischen ihm und ihnen. Keller will ruhend genossen werden, in wachem Schlaf, wie der Bauer hinter seinem Pflug hergeht und der Culturmensch in der starken Mittagssonne wandelt und das Kind im Mutterleibe wächst. Keller als Dichter: das ist der ruhige Gleichmuth der naturgegebenen Gesundheit.

Und zugleich ist er der Freiluft-Einsame. Er ist das mitten in seiner patriotischen Geselligkeit, aus der die meisten seiner Gedichte entstanden sind, trotz all' seines schweizerischen Versammlungseifers. Er ist der Lauscher. Nicht wie der Lyriker lauscht, in dem sich jede äußere Schwingung in ein inneres Zittern umsetzt, sondern wie der geborene Betrachter lauscht, der sympathisch mitlebt

in dem, was außer ihm lebt, und dessen eigenes Leben ein so stilles Wasser ist, daß jedes Bild, das hineinfällt, sich rein darin spiegelt. Seine Anhänglichkeit ist kein saugender Strudel, es ist ein ruhiges Mitgleiten, ein warmes Mitleben, dem Sichanhängen und Sichablösen keine herzbrechenden Erschütterungen sind.

Darum ist Keller auch kein Dichter für die Sommerfrischler, die die Landluft auf Vorrath einschnappen und die Sonne sich bis in den Magen scheinen lassen möchten.

Seine Vertrauten, das sind die Freiluft-Gewohnten.

Und dieser Freiluft-Gewohnte hatte seinen Kreis, den er schilderte und seinen Kreis, den er nicht schilderte. Der Kreis, den er nicht schilderte — das sind die Damen. Mit ihnen läßt sich Keller nicht ein. Thut er es doch einmal nothgedrungen, weil ihn ein Erlebniß preßt, das erzählt werden will, so richtet er es so ein, daß er Gelegenheit hat sie ordentlich abzukanzeln, wie die Lucie im erwähnten »Pankraz, der Schmoller«, oder die geschäftigen Freundinnen in der Geschichte von der armen Regine. Schildert er doch einmal Damen mit Sympathie, wie im »Landvogt von Greifensee«, so versetzt er sie um ein hundert Jährchen zurück und — in die freie Luft.

Denn in der freien Luft müßten sie sich stehen können, die Frauen, mit denen Keller sich überhaupt einläßt. Frische bei Beleuchtung — darauf beißt er nicht an, und Schönheit im Salon — das ist ihm verdächtig. Heraus ohne Schleier und Handschuhe und Stehkragen und Panzercorsett, worin sonst die moderne Literatur so

verliebt ist, ordentlich in die Augen und unter die Augen sehen lassen, die Aermel aufgekrempt und angegriffen, was es zu bestellen gibt, kannst Du Dich so sehen lassen, — wohl, dann kann Gottfried Keller nachdenken, ob sich vielleicht etwas mit Dir erleben und über Dich schreiben läßt.

Gottfried Keller's Frauenschilderungen — das ist fast alles Freiluft-Genre, und Gottfried Keller's Frauen — das sind fast alles Freiluftnaturen.

Es gibt wunderliche Aufschlüsse, wenn man die große Galerie seiner Frauengestalten, der Frauen, die er liebte, wie der Frauen, die er nicht liebte, an sich vorüberziehen läßt. Ueberall, wo er persönlich vergnügt und volkspädagogisch bedacht die Tüchtigen, Heiteren, Guten, Liebenden, die Neckischen, Ausgelassenen, Mutterwitzigen, überall wo er die Eva schildert, in der Adam sein Glück findet, und die ihr Glück in Adam findet, da geht alles Wesentliche der Handlung, da gehen alle entscheidenden Augenblicke in der freien Luft vor, die Scenen im Freien, das sind die Höhepunkte der Dichtung, die Höhepunkte in den Seelenschwingungen der gedichteten Gestalten, die Augenblicke, wo die Liebe aus ihrem Verschluß hervortritt und wo die Menschen sich verstehen. »Romeo und Julie im Dorfe« leben ihren Hochzeitstag im Freien, im »Fähnlein der sieben Aufrechten« schmieden die Nachbarskinder den verliebten Plan zu ihrer Vereinigung im Freien, die durch Familienverhältnisse getrennten Gatten im »Verlorenen Lachen« finden sich im Freien, in den »Mißbrauchten Liebesbriefen« kommt das unschuldige Weibchen zum noch unschuldigeren Schulmeisterlein im

Freien, »Ursula« kommt wieder zu Verstand in der furchtbaren Nacht im Freien, in »Dietegen« vollziehen sich alle Vorgänge zwischen ihm und seiner eigenwilligen Liebsten im Freien, »Frau Amrain«, wenn sie was Wichtiges mit ihrem Sohn zu sprechen hat, sucht ihn im Freien auf, fast jedesmal, wenn dem »Grünen Heinrich« gegen ein weibliches Wesen das Herz aufgeht, ist es im Freien. Alle guten Menschen sind bei Keller Freiluftmenschen.

Die Stubenhocker dagegen, das sind Leute, denen man nicht unbesehen vertrauen soll. Was Lächerliches hängt immer an ihnen, und verkümmert sind sie auch immer auf die eine oder andere Art. Sehr häufig aber sind sie auch neidisch, eingebildet, gemein, blaß und unangenehm von Geruch, während die frischen Wangen immer eine gute Luft mit sich führen. Die drei »Gerechten Kammmacher« mit ihren armseligen Narrheiten waren Stubenhocker, »Der Schmied seines Glücks« und Herr Litumlei waren Kleinstädtervolk, alle verkommenen Seldwyler hocken nichtsthuend in ihren Werkstättchen, der Schneider in »Kleider machen Leute« kam durch seine sitzende Lebensart zu einer wunderlichen Natur, alle weiblichen Wesen, an denen nichts dran ist, sitzen nichtsnutzig oder mit albernen Beschäftigungen in ihren Stuben, oder laufen in anderen Häusern umher. Keller's einzige Erzählung, in der ein schönes und braves Geschöpf verkannt und elend zu Grunde geht, die Geschichte von der armen Regine, spielt in allen entscheidenden Vorgängen in großen düsteren Stadthäusern, mit schwerem

Reichthum und schweren Hausthüren, die gleichsam wie ein Symbol die Möglichkeit aus einem verhexten Kreis zu entrinnen und zu sich selbst und zur Klarheit zu kommen, ausschließen. In einer anderen Umgebung wäre das Freiluftkind Regine nicht zu Grunde gegangen.

Das ist die eigenthümliche Bedingung, die Keller seiner Frauenschilderung zu Grunde legt, eine Bedingung, die ganz einzig dasteht, und die so bestimmt ausgedrückt sich bei gar keinem anderen Dichter, am wenigsten einem modernen, vorfindet. Seine Frauen sollen Luft haben, viel Luft, frische Luft, Luft, in der sie ihre Glieder regen können, und die ihnen durch die Kleider um die Glieder weht. Seine Frauen sind keine Kulturerzeugnisse, keine Erziehungsfrüchte, keine von der Gattung »höhere Töchter«, sie sind aber auch keine idealisirten Landmädchen, keine Hirngespinnste, keine Erfindungen, sie sind lebendige, geschaute, erlebte, verpersönlichte Wirklichkeit, Wirklichkeit, wie die Bäume, die Wiesen, die Kühe, sie sind Stücke Natur mitten zwischen anderen Stücken Natur.

Sie sind nicht Keller's Auffassung vom Weibe, oder Keller's Forderungen an das Weib; sie sind Keller's Bescheidwissen über das Weib, schlicht und grob, wie ihm das Spaß machte sich's an seinen unbeschäftigten Nachmittagen, nachdem er vom Wein gekommen, oder ehe er zum Wein ging, zu seiner eigenen Aufmunterung hinzuschreiben.

Es ist der personificirte und zugleich geläuterte Schweizer Menschenverstand, der sich da mit und in ihm an den Tisch setzt und sänftlich erotisch bewegt mit

munteren Schnörkelchen hie und da die Weiblein hinzeichnet, mit denen er verkehrt hatte, oder mit denen es ihm besonderen Spaß gemacht hätte zu verkehren.

Unversehens kamen sie über ihn und er ließ sie sich tummeln, wie sie wollten, und sich hinschreiben, wie sie konnten, der besonnene verliebte schweizerische »Landvogt von Greifensee«, aber ganz sachte und schlau hielt er sie bei den Zöpfen, daß sie ihm keinen blauen Dunst vormachten, die Figura Leu's und andere gute Frauenköpfe. Und fingen sie an ihm Sand in die Augen zu streuen dann zupfte er sie an den Zöpfen und ließ sie merken, daß er aufpaßte.

Gottfried Keller war ein aufrechter Mann, der jedem Ding gab, was es werth war — auch den Frauen.

Vor allen Dingen aber war er ein ganzer Mann — was in der Literatur gar keine häufige Erscheinung ist — darum hatte er ein Auge für die ganzen Frauen.

Ich möchte hier ein schändliches Bekenntniß thun und die Bemerkung einfließen lassen: nach meiner unwürdigen Auffassung ist er im großen deutschen Dichterwald — Goethe ungerechnet, der noch die Natürlichkeit und Grazie des achtzehnten Jahrhunderts, den gallischen Geist in der Auffassung des Weibes vertrat — der Erste, der Letzte und der Einzige, der sich ganz und von Grund aus und ohne Abschweifungen auf das natürliche Weib verstand.

Keller's Weib ist nichts als Natur, ungeschminkte, unverfälschte Natur — nicht die ganze Natur, aber auch nichts in die Natur Hineingelogenes. Um dieses Weib

verliebt ist, ordentlich in die Augen und unter die Augen sehen lassen, die Aermel aufgekrempt und angegriffen, was es zu bestellen gibt, kannst Du Dich so sehen lassen, — wohl, dann kann Gottfried Keller nachdenken, ob sich vielleicht etwas mit Dir erleben und über Dich schreiben läßt.

Gottfried Keller's Frauenschilderungen — das ist fast alles Freiluft-Genre, und Gottfried Keller's Frauen — das sind fast alles Freiluftnaturen.

Es gibt wunderliche Aufschlüsse, wenn man die große Galerie seiner Frauengestalten, der Frauen, die er liebte, wie der Frauen, die er nicht liebte, an sich vorüberziehen läßt. Ueberall, wo er persönlich vergnügt und volkspädagogisch bedacht die Tüchtigen, Heiteren, Guten, Liebenden, die Neckischen, Ausgelassenen, Mutterwitzigen, überall wo er die Eva schildert, in der Adam sein Glück findet, und die ihr Glück in Adam findet, da geht alles Wesentliche der Handlung, da gehen alle entscheidenden Augenblicke in der freien Luft vor, die Scenen im Freien, das sind die Höhepunkte der Dichtung, die Höhepunkte in den Seelenschwingungen der gedichteten Gestalten, die Augenblicke, wo die Liebe aus ihrem Verschluß hervortritt und wo die Menschen sich verstehen. »Romeo und Julie im Dorfe« leben ihren Hochzeitstag im Freien, im »Fähnlein der sieben Aufrechten« schmieden die Nachbarskinder den verliebten Plan zu ihrer Vereinigung im Freien, die durch Familienverhältnisse getrennten Gatten im »Verlorenen Lachen« finden sich im Freien, in den »Mißbrauchten Liebesbriefen« kommt das unschuldige Weibchen zum noch unschuldigeren Schulmeisterlein im

Freien, »Urſula« kommt wieder zu Verſtand in der furchtbaren Nacht im Freien, in »Dietegen« vollziehen ſich alle Vorgänge zwiſchen ihm und ſeiner eigenwilligen Liebſten im Freien, »Frau Amrain«, wenn ſie was Wichtiges mit ihrem Sohn zu ſprechen hat, ſucht ihn im Freien auf, faſt jedesmal, wenn dem »Grünen Heinrich« gegen ein weibliches Weſen das Herz aufgeht, iſt es im Freien. Alle guten Menſchen ſind bei Keller Freiluftmenſchen.

Die Stubenhocker dagegen, das ſind Leute, denen man nicht unbeſehen vertrauen ſoll. Was Lächerliches hängt immer an ihnen, und verkümmert ſind ſie auch immer auf die eine oder andere Art. Sehr häufig aber ſind ſie auch neidiſch, eingebildet, gemein, blaß und unangenehm von Geruch, während die friſchen Wangen immer eine gute Luft mit ſich führen. Die drei »Gerechten Kammmacher« mit ihren armſeligen Narrheiten waren Stubenhocker, »Der Schmied ſeines Glücks« und Herr Litumlei waren Kleinſtädtervolk, alle verkommenen Seldwyler hocken nichtsthuend in ihren Werkſtättchen, der Schneider in »Kleider machen Leute« kam durch ſeine ſitzende Lebensart zu einer wunderlichen Natur, alle weiblichen Weſen, an denen nichts dran iſt, ſitzen nichtsnutzig oder mit albernen Beſchäftigungen in ihren Stuben, oder laufen in anderen Häuſern umher. Keller's einzige Erzählung, in der ein ſchönes und braves Geſchöpf verkannt und elend zu Grunde geht, die Geſchichte von der armen Regine, ſpielt in allen entſcheidenden Vorgängen in großen düſteren Stadthäuſern, mit ſchwerem

Reichthum und schweren Hausthüren, die gleichsam wie ein Symbol die Möglichkeit aus einem verhexten Kreis zu entrinnen und zu sich selbst und zur Klarheit zu kommen, ausschließen. In einer anderen Umgebung wäre das Freiluftkind Regine nicht zu Grunde gegangen.

Das ist die eigenthümliche Bedingung, die Keller seiner Frauenschilderung zu Grunde legt, eine Bedingung, die ganz einzig dasteht, und die so bestimmt ausgedrückt sich bei gar keinem anderen Dichter, am wenigsten einem modernen, vorfindet. Seine Frauen sollen Luft haben, viel Luft, frische Luft, Luft, in der sie ihre Glieder regen können, und die ihnen durch die Kleider um die Glieder weht. Seine Frauen sind keine Kulturerzeugnisse, keine Erziehungsfrüchte, keine von der Gattung »höhere Töchter«, sie sind aber auch keine idealisirten Landmädchen, keine Hirngespinnste, keine Erfindungen, sie sind lebendige, geschaute, erlebte, verpersönlichte Wirklichkeit, Wirklichkeit, wie die Bäume, die Wiesen, die Kühe, sie sind Stücke Natur mitten zwischen anderen Stücken Natur.

Sie sind nicht Keller's Auffassung vom Weibe, oder Keller's Forderungen an das Weib; sie sind Keller's Bescheidwissen über das Weib, schlicht und grob, wie ihm das Spaß machte sich's an seinen unbeschäftigten Nachmittagen, nachdem er vom Wein gekommen, oder ehe er zum Wein ging, zu seiner eigenen Aufmunterung hinzuschreiben.

Es ist der personificirte und zugleich geläuterte Schweizer Menschenverstand, der sich da mit und in ihm an den Tisch setzt und sänftlich erotisch bewegt mit

munteren Schnörkelchen hie und da die Weiblein hinzeichnet, mit denen er verkehrt hatte, oder mit denen es ihm besonderen Spaß gemacht hätte zu verkehren.

Unversehens kamen sie über ihn und er ließ sie sich tummeln, wie sie wollten, und sich hinschreiben, wie sie konnten, der besonnene verliebte schweizerische »Landvogt von Greifensee«, aber ganz sachte und schlau hielt er sie bei den Zöpfen, daß sie ihm keinen blauen Dunst vormachten, die Figura Leu's und andere gute Frauenköpfe. Und fingen sie an ihm Sand in die Augen zu streuen dann zupfte er sie an den Zöpfen und ließ sie merken, daß er aufpaßte.

Gottfried Keller war ein aufrechter Mann, der jedem Ding gab, was es werth war — auch den Frauen.

Vor allen Dingen aber war er ein ganzer Mann — was in der Literatur gar keine häufige Erscheinung ist — darum hatte er ein Auge für die ganzen Frauen.

Ich möchte hier ein schändliches Bekenntniß thun und die Bemerkung einfließen lassen: nach meiner unwürdigen Auffassung ist er im großen deutschen Dichterwald — Goethe ungerechnet, der noch die Natürlichkeit und Grazie des achtzehnten Jahrhunderts, den gallischen Geist in der Auffassung des Weibes vertrat — der Erste, der Letzte und der Einzige, der sich ganz und von Grund aus und ohne Abschweifungen auf das natürliche Weib verstand.

Keller's Weib ist nichts als Natur, ungeschminkte, unverfälschte Natur — nicht die ganze Natur, aber auch nichts in die Natur Hineingelogenes. Um dieses Weib

zu finden, ging er mit einem großen Bogen um die Städte herum an jenen Grenzwegen hin, wo Stadt und Land in einander fließen. Dort traf er zuweilen weibliche Wesen, die eine natürliche Anlage hatten zu leben, ohne sich was angelesen zu haben. Für ihn war das Merkmal eines tüchtigen Weibes, daß es seinen Mann zu finden wußte. Mit solchen mehr oder weniger verpfuschten Wesen, die das nicht konnten, verdarb er nicht seine Zeit. Er ging als ein Mann, der sich nichts vormachen läßt, gerade auf die Sache los, und die Sache, um die es sich nach seiner Menschenkenntniß für jedes Weiblein handelte, war: den Mann zu finden und zu gewinnen, zu dem es paßte. Das thaten Keller's Weiblein fleißig und auf mancherlei Weise, ganz aus ihrem Unbewußten, oder was dasselbe ist, wenn man es lieber will, ihrem sittlichen Bewußtsein heraus. Aber es war Keller noch gar nicht genug, daß sie ihre Weibnatur damit bewiesen hatten, es gehörte mehr dazu: sie mußten ihren Mann auch halten können, auch wieder so ganz aus ihrem Unbewußten heraus (das sittliche Bewußtsein wäre hier schon ganz hinderlich gewesen) durch die Anziehung ihrer warmen Körper und ihrer warmen Seelen, durch den schmeichelnden Zauber ihrer unzerlegbaren Weibnatur, worin dem Mann zu wohl war, als daß er hätte weg wollen. Und wenn er sie soweit hatte, dann setzte der biedere Dichter mit Freuden unter die Geschichte die gewissenhafte Nachricht, daß sie lange zusammenlebten, viele Kinder hatten und ihr Geschlecht blühte und sich fortpflanzte.

II.

Es gibt ein altes Wort, das in der fröhlichen deutschen Renaissancezeit vorkommt und einen schönen Klang hat, wenn es auch damals nicht gerade was Schönes bedeutete. Es ist das Wort: Muthgeberin. Mit diesem Wort hatte es die Bewandtniß, daß es unter den Rittern des Deutschordens in Preußen und Livland aufkam zur Zeit, die man in Geschichtsbüchern den Verfall des Ordens nennt, d. h. als die Askese in ihm verfiel. Hatte sich damals der Ritter mit Hintansetzung seiner ewigen Seligkeit eine Liebste angeschafft, so nannte er sie seine Muthgeberin, sintemalen sie ihm einen frischen Lebensmuth gab. Als dann die lutherischen Pastoren mit ihrem protestantischen Bekehrungs- und Ordnungssinn gegen dieses nicht in's Kirchenbuch eingetragene Wesen eiferten, bekam das gute Wort einen schlechten Klang. Will man aber kurzer Hand sagen, was die Keller'schen Frauen sind, so kommt einem das alte Wort wieder auf die Zunge: sie sind guten Muths Geberinnen, hell wie ein Frühlingstag, der das Herz weit und die Seele froh macht, wohlthuend wie das erste frische Grün, und es geht ein starker, lebensträchtiger Duft von ihnen aus wie von jungem, saftigem Wiesengras.

Wo hatte Gottfried Keller sein Auge für solche Frauen, für diese Frauen, die nichts als Naturwesen, nichts als unzerspaltene, unverdorbene Sinnlichkeit sind, wo nahm er das Auge für seine Judith, sein kleines Meretlein, seine dörfliche Julia, seine vielen anderen Weiboffenbarungen her?

Gottfried Keller steht ganz einsam damit in seinem Jahrhundert.

Denken wir nur an die Classiker. Schiller mit seiner ganzen Nachkommenschaft sentimental pathetischer Dramatiker bis auf unsere Zeit herab brachte vom Weib nicht viel mehr auf die Bühne als den langen Rock. Zog man ihm den aus, so fand man etwas wie einen Jüngling darunter, ein in seiner Gefühlsweise und Handlungsweise halb männliches Wesen, ebenso wie auch die Frauen der Lessing'schen Dramen meistens nur männliche Dialektiker in Schleier und Schnürbrust sind. Eine ganze Gruppe Dichter um die Wende und in der ersten Hälfte des Jahrhunderts konnte überhaupt das Weib nicht schaffen und half sich, indem sie ihre eigene Natur außer sich ins andere Geschlecht versetzte. Selbst Kleist fiel dem zuweilen anheim. So entstanden alle Heldinnen von der »Jungfrau von Orleans« an, die die Männer zu Thaten anfeuerten, die Verzagten ermuthigten, die Muthigen entflammten, und nichts als die Selbstspaltung der männlichen Natur waren, die ihre eigene Hochgestimmtheit personificirte und ihrem eigenen Kleinmuth aufmuternd gegenüberstellte.

Das Jahrhundert schritt vor und das Weib war und blieb in der deutschen Dichtung das überlegene Wesen, oder das höhere Wesen, oder das liebevollere Wesen, oder das bessere Wesen, oder doch das Wesen, das (in einer bestimmten Gruppe Frauen, die in fast allen Romanen wiederkehren) in der Erotik das thatkräftigere war und handelnd vorging. Man denke an

Gutzkow's, Spielhagen's Dichtungen. Das Weib beglückte mit seiner Liebe, es gab sich von eigenen Gnaden, von oben herab dem anbetenden Mann, der genoß, ohne recht zu verstehen. Das Weib stand auch als auf sich selbst gestellte Intelligenz unbeschreiblich, unverständlich hoch, »das hohe Weib«. Das Weib wurde mit Vorliebe an poetisch schönen Stellen als »erhaben« bezeichnet. Das erhabene Weib, der zu ehrfürchtiger Ekstase hingerissene Mann, spielte besonders bei Dichterinnen und Dichtern zweiten Ranges eine beliebte Leihbibliothekenrolle.

Von all dem bei Keller nichts, nicht einmal die Spur eines Ansatzes. Keine Verschrobenheit, keine Verwunderung, kein Händeaufheben. Nichts von den, dem Mann unbegreiflichen, aber von ihm verehrten Frauenlaunen, die sonst den Inhalt vieler Bände und die Probleme vieler Dichter abgegeben.

In seiner Auffassung des Weibes fällt Keller beinahe aus dem Rahmen dieses sentimentalen Jahrhunderts.

Wie kann das kommen? Was für ein dunkler Einfluß, der sonst alle anderen, unter einander so verschiedenartigen Dichtergruppen des classischen, des jungen und des gealterten Deutschlands verbindet und bis jetzt fortwirkt, ist bei ihm nicht vorhanden?

Und woher kommt es, daß er fast der Einzige ist, in dem keine Spur von dem Bombast und den allgemeinen edlen Phrasen der Sturm- und Drang- und der Achtundvierzigerperiode in irgend einer Verkleidung umgeht?

Die Antwort auf diese beiden Fragen ist eine und dieselbe: Er ist, soweit meine Kenntniß reicht, unter allen deutschen Dichtern des Jahrhunderts der Einzige, der der Rousseau'schen Ansteckung in all ihren verschiedenen Impfformen völlig entgangen oder für sie vollständig unempfänglich gewesen ist.

Das ist zunächst ein Zeugniß dafür, in welchem Grade Keller unter den Dichtern der Mann war, der Mann als Persönlichkeit, der Mann als Beobachter und der Mann dem Weibe gegenüber.

Rousseau war es, der die Kniefälle vor dem Weibe, der die Ueberlegenheit des Weibes, der die Männlichkeit des Weibes, oder doch die Mannartigkeit des Weibes in die Literatur einführte.

Das hatte, wie wir aus Rousseau's »Bekenntnissen« erfahren, seine psychologischen und auch seine physiologischen Gründe, und hier liegt ein Stück neuerer Culturgeschichte unaufgepflügt für den modernen Literaturforscher da.

Und Rousseau brachte das Neue. Rousseau, der Halbfranzose, brachte die schönrednerische Sentimentalität in die Literatur, die bis dahin nichts davon gewußt hatte. Rousseau, der Kleinbürger, der Plebejer von Charakter, brachte einen neuen Stand, den Stand, der sich in der Revolution groß wuchs, in die Literatur und er brachte das Gefühl des Plebejers dem höher geborenen Weibe gegenüber in die Literatur.

Dieser Mann war eine jener nicht seltenen Erscheinungen angeborener Geschlechtsperversität, die auf

die Richtung des menschlichen Denkens und Empfindens mehr als einmal ihren geheimen, schwer entdeckbaren Einfluß ausgeübt haben. Er konnte nicht als Mann dem Weibe gegenüber fühlen, er fühlte ihm gegenüber am heftigsten als Gezüchtigter, als Sichunterwerfender, als Sklave. Er mußte das Weib über sich erhöhen, das Erotische mit dem Mütterlichen verquicken. So kam das «hohe Weib« in die Literatur.

Rousseau beeinflußte die erwachende deutsche Literatur. Die Literatur des ancien régime, die noch Lessing, die Goethe's erste Jugend formte, war frivol gewesen, leichtsinnig, galant, nicht verschroben. Rousseau brachte die Verschrobenheit auf und träufelte sie mit seinen Freiheits- und Freiluftstheorien (darin Schweizer wie Keller) in ein junges, eben erwachendes literarisches Geschlecht.

Man war revolutionsbegeistert und man war Rousseau-begeistert. Man machte Revolution und man dichtete à la Rousseau. Lange nachdem man im Deutschland dieses Jahrhunderts Rousseau zu lesen aufgehört hatte, wirkten die von ihm ausgegangenen Eingebungen weiter in den deutschen Dichtern, die man las.

Denn die Zahl der Ideen steht nicht im Verhältniß zu der Zahl ihrer Verkünder. Es ist eine alte bekannte Geschichte von wie wenigen und von wie dürftigen Ideen die großen und die kleinen Geister sich nähren können. Es sind gar nicht so sehr die Ideen, worauf es ankommt, wenn sie auch immer vorgeschoben werden.

Das, worauf es ankommt, sind die Eingebungen. Die Ideen haben es nur mit dem Denken zu thun, die

Eingebungen legen auf Körper und Geist zugleich Beschlag, und ein gegebener Impuls ist wie eine Schallwelle, die in unzähligen Schwingungen weiter- und weiter- und weiterzittert und so unmerklich verklingt, daß man nicht sagen kann, wann sie verklungen ist. Und eine Eingebung kann aus einer Zufälligkeit entspringen. Und es ist gewöhnlich eine Zufälligkeit, aus der eine Eingebung kommt. Ein junges, regsames, starkes Geschlecht, in dem sich die Kraft von Generationen aufgesammelt hat, steht und wartet auf Inhalt, einen Inhalt, der seiner Jugend, seiner Ungeformtheit entspricht. Der Inhalt kommt und die fruchtbare Erde zeugt diesen Inhalt weiter, um und um von Neuem, bis das Land, von derselben Saat erschöpft, sie schwächer und schwächer trägt. Eine neue Literatur bringt immer eine neue Auffassung vom Weibe, denn das Weib ist für den Dichter der Mittelpunkt, wie der Vogel im Frühling singend nach dem Weibchen singt. So kam ein zufälliger Mangel, Rousseau's persönliche Betrachtung des Weibes, indem er sich mit einem noch unzusammengesetzten und daher arglosen Volkstemperament voll tiefer Empfindung und geringer Beobachtung verband, zu einer hundertjährigen Nachwirkung in der Literatur, die in ihren tausend Gestaltungen immer noch ihren Ursprung durchblicken läßt.

Darauf wurde das Deutsche Reich gegründet und die deutsche Dichtung erlosch. Deutschland wurde das Land der Männlichkeit par préférence und die Frauenanbetung eine Mythe, zu der man ungläubig den Kopf

schüttelte. In den Grundgedanken der Socialdemokratie steigt die Mythe in anderer Form wieder auf die Erde herab.

Und daß die Blicke jetzt alle wo anders hingerichtet sind, darin liegt es vielleicht, daß man dieses innere Freisein, das unglaubliche Persönlichkeitsgepräge, das sich gerade in Keller's Blick auf das Weib verräth, nicht bemerkt hat. Daß Keller nicht mit den Frauen zusammen reflectirt, daß er nicht idealisirend über sie reflectirt, und daß die Keller'schen Frauen selbst nicht reflectiren, dies dreimal mit einander multiplicirte Lebensvermögen, das ist der Schlüssel zu der Keller'schen Frau.

Wenn wir seine Gestalten einzeln durchgehen, werden sie offenbaren, aus welchem Stoff sie erwachsen sind.

Gottfried Keller hatte zwei Ausgangspunkte bei der Schilderung des Weibes, die ihm so natürlich lagen, daß er sich sicher über sie keine Gedanken gemacht hat, über die aber wir uns Gedanken machen, einmal weil wir jetzt eine andere Literaturgrundlage suchen, zweitens weil er gerade durch sie so ausgeprägt als der Sohn seiner Zeit dasteht, von der er sonst so wenig Vergängliches hat. Der eine ist die Vereinfachung der Lebenserscheinungen und der Frauenerscheinungen, die Beschränkung derselben auf bestimmte, leicht überschauliche, leicht zu variirende Grundformen. Das hieraus hervorgehende Schematisiren ist, wie Viele mir einwenden werden, ein Mangel, den man am wenigsten Keller vorwerfen sollte, der in der deutschen Literatur ein reicher Mann und ein aus erster Hand schöpfender Mann ist. Gerade darum aber, weil er so reich ist, ist es eine so ausgezeichnete Aufgabe

zu untersuchen mit wie kleinem Stoffe die bisherige Literatur, und nicht blos die deutsche, auch die französische, auch die skandinavische gearbeitet haben. Was Keller in die Literatur brachte, das war die treue und zuverlässige Psychologie des gesunden Weibes, des Weibes, von dem er selbst in der durch ungünstige Verhältnisse hart mitgenommenen und ziemlich verdrehten »Ursula« sagt: »Aber sie war wie ein gesegnetes Fleckchen Erde, das alsobald wieder ergrünt, sobald nur ein Sonnenblick und ein Thau darauf fällt.« Diese Psychologie hatte zur Voraussetzung einfachere Verhältnisse und unzusammengesetztere Persönlichkeiten, als wir sie jetzt — fünfzig Jahre nach Keller's Jugend, der eindruckgebenden Zeit im Menschenleben — um uns herum finden. Wo wir jetzt die Menschen beobachten, die eine gewisse seelische Culturhöhe erreicht haben, ich meine nicht die Stadtmenschen, die bei einer Erörterung über Keller überhaupt wenig in Betracht kommen, sondern die Land- und die Landstädtchen-Menschen, da finden wir in der Schweiz so gut wie in anderen Theilen Europas, sobald man in die Tiefe zu gehen und die Tiefe der Menschennatur zum Reden und zur Selbstoffenbarung zu bringen vermag, nicht nur andere, sondern vor Allem anders fungirende, anders zusammengesetzte und anders zurückwirkende weibliche Persönlichkeiten selbst in den schlichtesten, ungekünsteltsten Verhältnissen.

Und das hängt damit zusammen, daß die Möglichkeiten sich persönlich mitzutheilen mannigfacher und abgetönter geworden sind, und unsere Fähigkeit den

Text der Menschennatur zu lesen sich in die Breite und Tiefe entwickelt hat. Das Ichbewußtsein ist wacher, die Ichbedürfnisse sind zusammengesetzter, das Du-Verständniß ist schmiegsamer und feiner, das Lebensgefühl im Allgemeinen ist dünnhäutiger geworden und arbeitet in rascheren und weniger gleichartigen Schwingungen. Was vor Keller ganze Noten mit einer Fermate, und bei Keller halbe Noten waren, die den gleichen Ton lang hielten, das ist jetzt ein kribbeliges Auf und Nieder von Sechszehnteln, die ein feineres Ohr verlangen und zwischen denen die Ruhepausen seltener sind. Der Begriff Gesundheit selbst ist eine Sache, die sich unablässig verwandelt hat und verwandelt. Bei Keller bedeutet er noch das Gleichmäßige, das sich ungern Verwandelnde und rasch in sich selbst Zurückschnellende. Es ist eine In-Bausch- und Bogen-Gesundheit, etwas Allgemeines und Typisches und Gültiges, das für die gegenwärtige schöpferische Charakteristik unzulänglich wäre, da wir wissen, mit wie viel Schwankungen, mit wie viel Verstimmung, Unlust Leiden, auch die glücklichste Gesundheit durchsetzt ist, mehr: daß Gesundheit eigentlich nichts anderes ist, als ein gewisser Ueberschuß von physisch-seelischer Lebenskraft, die immer wieder in die unaufhörlich gerissenen Lücken strömt und uns wieder auf die Beine hilft. Etwas Absolutes, eine Art Unanfechtbarkeit und Unangefochtenheit wie im Thierleben, was sie noch bei Keller war, bedeutet sie für uns nicht mehr.

Die Dichtung, die diese ganze Scala mit verarbeitet, auf dieser Grundlage des Menschenverständnisses

ihre Schöpfungen empfängt und aufbaut, ist jetzt in ihren ersten, tastenden Anfängen; die Dichter, deren seelische Resonanz so abgetönt, deren Nerven ein so empfindliches, köstliches Saitenspiel sind, sollen vielleicht erst noch geboren werden. Die moderne Malerei hat diese Töne, diese unendlich feinen, gleitenden Lichtwirkungen gefunden, und die Malerei ist gerne Vorläuferin der Dichtung.

Keller, der modernste unter den Alten, schildert im Weibe die allgemeine Gesundheit wie zum Beispiel die modernen Franzosen im Weibe die allgemeine Krankhaftigkeit schildern, und die große Gruppe der Détraquées in die Literatur gebracht haben, wie das moderne Skandinavien in aller Allgemeinheit die Frauenemancipation in ihren verschiedenen Formen schildert — Alles nur die Oberfläche der Zeit, Aeußerungen ohne tiefgründige Wurzeln, Strahlen ohne Lichtcentrum, alte Methoden, alte Anschauungsweisen in neuen billigen Kleidern. Das, worauf es ankommt, und in der Schilderung des Weibes vor Allem ankommt, ist, die äußeren Erscheinungen in ihren physiologischen Untergrund zu verfolgen, den verworrenen Knäuel aufzudröseln, der sich aus den physischen Bedingungen des Weibes in ihrem Zusammenstoß mit den Einflüssen und Geboten der Umwelt gebildet hat. Das Weib ist seiner äußeren Stellung nach das abhängigste, seiner Naturanlage nach das eigenwilligste Geschöpf der Erde — das soll der echte Dichter verstehen, ehe es ihm gesagt wird. Die Dichter haben sich auch alle, aus dem männlichen Bedürfniß des Theoretisirens — mit oder ohne Lebenserfahrung — einen Vers darauf

gemacht und dabei den Text gebogen, bis er hineinpaßte. Vor Allem aber: die modernen Franzosen, wie die modernen Skandinavier, sahen einen kleinen Ausschnitt Leben, den kleinen Ausschnitt Leben, auf den sie gerade das Schicksal hatte mit der Nase stoßen lassen — Schriftstellererfahrungen! Und nichts mehr, weder rechts noch links.

Aber der alte Gottfried Keller, der kein Berufsdichter war, sah ein Erkleckliches mehr.

Nicht als ob er sich, als ehemaliger Zuhörer Molleschotts, zu sehr in das Physiologische vertieft hätte, Aber das Physiologische schien für ihn überall durch! Es ging ihm nach dem Bibelwort von den Vielen, die umsonst danach jagen, aber seinen Kindern gibt der Himmel es im Schlafe. Er zergrübelte sich nicht darüber, und mit dem Alter wich die Gabe ja natürlich auch von ihm, und wenn er darüber nachdachte, um ein Motiv daraus zu machen wie beim religiösen Irrsin der »Ursula«, oder dem erblichen Wahnsinn der Figura Leu, dann kam auch nicht viel dabei heraus für die Individualität. Schaute er aber nur ein wirkliches Weiblein an mit wohlgefälligen oder nachdenklichen Blicken, wupps — schimmerten alle ihre persönlichen leiblichen und auch seelischen Bedingungen durch sie hindurch. Man denke nur an die erwähnte Judith und das Meretlein, vor Allem aber an die Weiblein in den »Sieben Legenden«. Die innerste Geschlechtsnatur, diese eine Geschlechtsnuance, die dieses eine Weib macht, dieses Plus oder Minus von Sinnlichkeit und von individualisirter Sinnlichkeit, diese

besondere Lebenstüchtigkeit oder diese besondere Verschrobenheit, jede auf ihrer besonderen physiologischen Grundlage ruhend, ist in jeder einzelnen von Keller's Frauengestalten wahrnehmbar; erinnern wir uns z. B. an den leisen Anflug von Altjungferlichkeit in der geistig cultivirten Lux (»Ein Sinngedicht«), an die Missionsschwärmerei der bleichsüchtigen Afra Zigonia (»Grüner Heinrich«, Geschichte des Herrn Zwiehahn) an Frau Litumlei's lüstern-apathische Nachgiebigkeit, an die Unterdrückung des Geschlechtsgefühls nach einer unglücklichen Ehe in der aufrechten »Frau Amrain« u. s. w.

III.

Keller hat mit Vorliebe Frauen geschildert. Das ging ihm sicher am leichtesten von der Hand, man kann es noch an seinem Satzbau wahrnehmen wie schön glatt sich die Arbeit abwickelte und Alles sich zurechtschob und dastand wie es sollte, ohne Beschwer und ohne Nachdenken. Mit den männlichen Gestalten, die nicht rein oberflächlich waren, verhielt sich das gar nicht so. Da schlug der Faden ineinemfort Knoten und riß ab, wo man sichs am wenigsten versehen hätte, und das Gewebe wurde ungleich und verlor gleichsam seine Frische wie unter schwitzenden unsicheren Fingern. Das war Beschwer, kein Vergnügen, und wenn man Keller dann und wann, mitten in den ernsthaftesten Stellen, einen seiner phantastischen Purzelbäume schlagen sieht, dann denkt man: das war auch nicht aus Uebermuth, sondern nur um vom Flecke zu kommen. Er hatte in seiner Natur einen Zug,

der sicher in früheren Zeiten so gut wie jetzt vorhanden, doch aus zu viel individueller Verfeinerung entsprang um Raum zum Sichausleben zu finden, einen Zug, der an Lyrikern häufig ist und an dem sie gewöhnlich jung zu Grunde gehen, dem Keller aber ein warmes geschütztes Plätzchen zum verborgenen Wachsen bereiten konnte, eben weil er kein ganzer Lyriker war. Das war jene Art von Erotik für das Weib, aus der die großen Genies in der Liebe hervorgehen, jene Mischung von sinnlicher Bedürftigkeit und seelischer Hingebungsfähigkeit, in der die Sinnlichkeit ganz von Seele durchdrungen, das Bedürfniß ganz geläutert, die seelische Hingebung selbst ganz schwingende Sinnlichkeit ist. Aus solcher Veranlagung mit ihren großen Forderungen und großen Enttäuschungen können die bittersten Weiberhasser hervorgehen. Sie ist selten, oder tritt wenigstens selten ans Tageslicht unter den deutschen Männern (viel häufiger bei den Franzosen), und in Gottfried Keller war sie wahrscheinlich auch nur verborgen vorhanden. Aber vorhanden war sie. Man erkennt das im »Grünen Heinrich«, seiner Jugendgeschichte, an jener eigenthümlichen Mischung von Angezogenwerden durch das Weib, von Bedürfniß in weiblicher Nähe zu sein, die weibliche Atmosphäre zu athmen, und von Mißtrauen gegen das einzelne Weib, das sich heftig nähert, von Zögern, sich ihm hinzugeben, wie mit Judith. Es ist die Furcht, seine Ueberfülle auszugießen auf eine dürre Erde, die nichts dafür gibt, das instinctive Vorgefühl des Zusammenwachsenmüssens mit der, wo man genommen und gegeben hat, die Ahnung, ein Berufener der großen

Liebe, ein empfindliches Saitenspiel zärtlicher und verletzlicher Nerven zu sein, was den Drang weckt und zugleich zurückhält. Keller hat in der zweiten Ausgabe des »Grünen Heinrich« als alternder Mann den Schluß seines Verhältnisses zu Judith — seine persönliche Form von Liebegeben und Liebeempfangen — hingeschrieben. Diese Anlage, die wahrscheinlich nie bis auf die Neige ausgelebt wurde, machte eben darum aus ihm einen Frauenverstehenden und Frauenbedürftigen wie keiner war. Dies Bedürfniß machte das Weib zur Einwohnerin seiner Phantasie und ließ es sich von selbst hinschreiben, wenn er dichtete. Diese Anlage brachte eine besondere Eigenthümlichkeit in seine Icherzählung »Der grüne Heinrich«; sie verlieh ihm jene unvergleichliche Diagnose der Frauen, die durch die rein intuitive Sicherheit in der Erfassung des unendlich veränderlichen und abgetönten Untergrundes einen Frauenarzt ersten Ranges aus ihm gemacht hätte, wäre er nicht zu sehr Dichter und Aesthetiker gewesen, und deren Mangel eben das ist, was die meisten Frauenärzte in ihre blühendsten Irrthümer verwickelt und sie der unzerspaltenen, ganzen und feinfühligen Weibnatur halb zum Abscheu, halb zu einer nicht ernst zu nehmenden Figur macht.

Diese Anlage war es auch, die ihm die feinen Fühlhörner und die groben Worte gab für alle Mißformen am Weibe, die ihn lange, ehe sie für Andere wahrnehmbar wurden, die Zwitter und Abnormitäten erkennen ließ. Kam er hinter so etwas im Ansatz oder in seiner Blüthe, dann kannte Keller's Aerger keine

Schranken, und er hätte dies giftige Gezieser gern nackt von Grenze zu Grenze gepeitscht, wäre das mit unseren modernen civilisirten Zuständen irgendwie in Uebereinstimmung zu bringen gewesen.

Eins aber ließ er sich nicht nehmen: er wurde in aller Unschuld der warnende Prophet aller Greuel der herandämmernden Frauenemancipation und darin ein Vorläufer seines skandinavischen Amtsbruders Strindberg.

Ich sagte: es fände sich eine besondere Eigenthümlichkeit in Keller's großem Ichroman »Der grüne Heinrich« und ich muß hinzufügen, daß diese Eigenthümlichkeit mir jahrelang viel Kopfzerbrechen machte. Das war die Passivität des grünen Heinrichs im Punkte: Weib; sein geringes, oder eigentlich sein gar nicht vorhandenes Hervortreten als Handelnder. Es fehlte ja gar nicht an Anlässen zu Erlebnissen. Er war offenbar ein die verschiedenen Evas lebhaft anziehender junger Mann, Anna lockt ihn sachte und Judith nimmt ihm beim Kopf, die verlassene Agnes sinkt in einem unbeschreiblich tief verstandenen Zuge der Weibnatur, ersatzbedürftig vor ihrem beleidigten Geschlecht und ihrer beleidigten Seele, zu ihm über und bietet sich ihm stumm an, das schmächtige Nähmädchen ist so willig, Dortchen mit dem eisernen Bild so bereit. Aber man merkt nicht, daß der grüne Heinrich sich rührt. Er geht zwischen allem dem hin wie ein Schlafwandler und augenscheinlich mit keinen anderen Empfindungen als einem schweren Herzen. Viel später, in Anlaß der Bekanntschaft mit einem anderen erotischen Dichter und einer anderen erotischen Dichtung,

verstand ich diesen Zug mit seiner großen bescheidenen Echtheit.

Es gibt eine Reihe erotischer Dichter, die man die Pseudo-Erotiker nennen könnte. Es sind die Eroberer, die »Tannhäuser«. Sie erzählen ihre Abenteuer und setzen sie in die rechte Beleuchtung. Und sich selbst auch. Sie denken an sich und an die Zuhörer. Und das Weib ist ihnen ein Gegenstand, den man besitzt — das Röslein, das man pflückt. Sie sind die Bramarbasse der Liebe, die Großsprecher, denen die Menge nachläuft, und deren grobe Nerven nie die zarten Schwingungen empfunden haben, die den wirklichen Erotiker machen. Die Anderen haben eigentlich nichts zu sagen, sie schweigen und fühlen, erleben und fühlen, sie sind wortkarg, weil ihr Inhalt so groß ist. Sie verschwinden vor sich selbst, sie geben nicht Acht auf sich selbst, für sie ist das Erlebniß alles und das Weib allein Gegenstand ihres Interesses und ihres Studiums. Ein solcher Erotiker war Keller, und darum ist der grüne Heinrich so schwach gezeichnet. Was er selbst erlebte, das waren unbewußte Erlebnisse, was er an Eindrücken empfing, das war Ueberraschung und wurde bewußt. Darum ist in fast allen Dichtungen, wo die Liebe und das Weib sich vor dem Mann offenbaren, der Mann so verschwindend.

Es ist ein gut Stück Sensitiva-amorosa-Natur in Keller, noch in der Knospe und noch in einer ziemlich grünen Knospe, aber sie ist doch da. Sie ist im »Grünen Heinrich«, sie ist im »Landvogt von Greifensee« und an vielen anderen Stellen. Das Liebesbedürfniß geht aus

und sucht und hängt sich an, aber die darunter liegende verletzliche Persönlichkeit will sich erhalten und fürchtet sich vor den ungleichartigen Verbindungen mit ihren peinigenden und zerstörerischen Wirkungen. Er ist nicht aus dem plumpen Stoffe, der sich bestialisch als Herr des Weibes fühlt, er weiß, daß in der Liebe und durch den liebenden Mann das Weib zur Herrin des Herrn wird, und er fürchtet sich vor einer dummen, kleinlichen, falschen Herrin. Darum ist ein unabässiges Anknüpfen und Abreißen in seinen Ich-Erzählungen, und während das Abreißen im »Grünen Heinrich« mit der Melancholie der Jugend geschieht, wird es im »Landvogt von Greifensee« zu einem ganz heiteren Ereigniß, zu dem wehmüthig-humoristischen Gemüthszustande, in dem man sich beglückwünscht einer übertünchten Gefahr entronnen zu sein. Nie stellt er ein Weib lebendiger hin, nie ist er so reich an feinen Beobachtungen und charakteristischen Einzelnheiten, als wenn er solch eine verführerisch lächelnde Gefahr schildert. Nie tritt zugleich, als wie bei solch einem Stück persönlich erlebter Gefahr, die seelische Armseligkeit, die Inhaltsleere des Weibes, jener Mangel, der speciell weiblicher Mangel ist, obgleich gerade das Gegentheil die allgemeine Ansicht ist, nie tritt der Mangel an wirklich tiefem, persönlichem Gefühlsfond in so scharfen Umrissen hervor wie in solchen Fällen. Das Weib verliebt sich auf Aeußerlichkeiten hin, in ein paar große Glotzaugen, in eine schallende Stimme, in einen Schauspieler oder Pastor, wie die ernstblickende Aglaja, und es hört auf zu lieben, sobald sich am Werbenden

eine eigene Persönlichkeit, die die ihre überragt, offenbart, Beispiel: die empfindliche Grasmücke, oder wenn sich's zeigt, daß er nicht aus hinreichend präsentabler und mit Glücksgütern gesegneter Familie ist, Beispiel: die Salome. Oder ist es ein feines und wirklich liebenswürdiges und intelligentes Weib wie die Figura Leu, so setzt sie sich eine zweifelhafte Erblichkeitstheorie in den Kopf und verscherzt damit ihr und des Geliebten Glück.

Ein anderer Sensitiva-amorosa-Zug ist: die Liebe macht schwer und traurig. Für die wirklich erotisch veranlagten Naturen ist die Liebe nicht eine Sache, die man nebenher abmacht und dabei seinem Beruf nachgeht und den Kopf oben behält. Nein, man behält eben nicht den Kopf oben; sie nimmt Einen ganz in Beschlag, unnachsichtig und ohne Erbarmen; die es anders erfahren haben, können hingehen und sich schlafen legen, sie wissen nicht, was die Liebe ist. Sie kommt über den, den sie ergreift, wie das Schicksal, und er fühlt sie sich über ihn senken wie eine schwere warme Last. Er geht in die Runde mit ihr, als wäre es Nacht, sie ist Alles für ihn, und Alles außer ihr ist vergessen. Darum bleibt der grüne Heinrich im Bann des graziösen, durchtriebenen Dortchens auf dem Schloß des Grafen, obgleich er auf dem Wege zu seiner vor Kummer vergehenden Mutter ist. Er kann nichts anderes thun als worauf ihre Augen ruhen, darum kann er die Bilder für den Grafen malen, aber den Brief an seine Mutter kann er nicht schreiben. Und die Liebe zu Dortchen selbst schildert er in dem tiefen Gleichniß, daß er sie, wo er ging und stand, wie ein

eisernes Bild in seinem Herzen liegen fühlte, schwer und erbarmungslos lastend. Und mitten in der Bezauberung arbeitete die innere Freimachung; seine Feingestimmtheit findet den Widerklang nicht, nicht die Innerlichkeit in dem koketten Geschöpf, um sich ganz an dasselbe hinzugeben. Diese Innerlichkeit, in der sie sich zur Ruhe legen kann, ohne Druck, ohne Zwang, ohne Einbuße, findet seine Sensitiva-Natur endlich in Judith.

Judith — das ist das Weib, die Weiboffenbarung selbst für Keller, d. h. die fruchtbare Wärme. An diesem Weib, an dem er in zwei Lebensepochen schrieb, ist alles Phantasie, was zugleich alles intimstes Erlebniß. Sie ist eine der kühnsten Liebesoffenbarungen, welche die deutsche Literatur, die ja ihre strengen Conventionen hat, besitzt. Sie ist nämlich sehr bedeutend älter als der grüne Heinrich, und das genirt sich Keller gar nicht zu sagen. Sie ist ein Weib in seiner reifen Fülle und Blüthe, in jenen Jahren, wo die Schönheit des Weibes mit gesunden Säften am majestätischsten und lockendsten ist, und der grüne Heinrich ist achtzehn Jahre. Diese Gegensätze, die sich anziehen, kommen häufig vor, ausgenommen in der deutschen Literatur. Es sind auch gar nicht die erhabensten Gründe, die sie mit einander anbändeln lassen: Judith ist ein reifes sinnliches Weib und der grüne Heinrich ist ein unreifer sinnlicher Junge. Sie hat unter grobkörnigen Bauern gelebt und sie ist auch recht grobkörnig. In der Berührung mit dieser feiner und zusammengesetzter angelegten Natur aber ist sie Weib, d. h. bildsamer Stoff. Die angeborene, unausrottbare Geistesplumpheit, die das

Weib im Liebesverhältniß so oft zur Ueberlegnen und zur Zerstörerin des Mannes macht, ist in Judith nicht vorhanden. Anfangs auffordernd, zugreifend, gebietend, verwandelt sie sich unter der Berührung mit dem grünen Heinrich immer mehr in das liebende Weib, d. h. in das sich unterordnende Weib, denn das Weib, das liebt, kann nicht anders, als sich unterordnen. Er geht in die Welt, sie geht nach Amerika. (Wie sie sich da auf ihrer Höhe hält, das hat Keller nicht so einleuchtend gemacht.) Die Zeit vergeht, und der grüne Heinrich kommt als eine vom Leben hart mitgenommene Sensitiva- und Dichternatur heim. Das Centrale in ihm, der Lebensmuth im Menschen, hängt schlaff mit den Flügeln und keucht matt und ungleich. So trifft ihn Judith, die nach ihm gesucht hat mit der Verhextheit der Liebe, die nicht vergessen kann — der Liebe des starken und ganzen Weibes, das sich, in seinem tiefsten Geschlechtsempfinden ergriffen, allem unterwirft, wenn es nur lieben darf. Ihre Liebe bietet nichts an und sie glaubt nicht, daß sie beglücken könne, sie bittet nur schweigend bei ihm bleiben zu dürfen, denn es gibt nichts anderes für sie auf der Welt als ihn. Kein Vertrag, kein äußeres Zeichen, keine Rechtfertigung vor den Menschen, er geht und kommt, wann er will. So kann der grüne Heinrich die Liebe ertragen. Und sie lieben einander.

Noch tiefer greift Keller in die Natur des Weibes in der Geschichte vom kleinen Meretlein. Das kleine Meretlein, das ist ungefähr Judith als gemartertes Kind, es ist die Judithnatur in der Knospe.

Wie Keller im ersten Bande des »Grünen Heinrich« erzählt, fand er die Geschichte vom armen Meretlein in den Aufzeichnungen eines orthodoxen Seelenhirten aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Sie scheint aber ganz von ihm selber hergerührt zu haben, wie Bächtold in »Kellers Briefen« jetzt mittheilt. So wie sie ist, ist die Geschichte vom Hexenkind Meretlein das köstlichste Stück Weib-Kind-Psychologie, das wir in der deutschen Literatur besitzen.

Was Keller da ergründete und aus der Tiefe holte, das Geheimniß der kindlichen Weibnatur in ihrer seltensten Verfeinerung und Lebenskraft, das, glaube ich, kann kein Mann ganz verstehen und kein Weib vermag es auszusprechen. Es ist eine jener Offenbarungen, die nur der hat, der geborener Dichter in Seele und Nerven und allen Fibern, und unbewußter Dichter, d. h. ein intuitiv Schauender ist. In diesem zu Tode gequälten Kinde ist das Ursprünglichste, der innerste Kern der Weibnatur, das geniale Weib in der Knospe selbst ergriffen und anschaulich gemacht worden. Es ist jener eine Zug im Meretlein, der einzige Zug, durch den das Weib mit der Natur enger zusammenhängt, als der Mann, ein tief versteckter Zug, den Wenige sehen, und der das Weib um seiner Unversehrtheit willen ewig von der äußeren Gleichstellung mit dem Manne ausschließt, der Schlüssel zu seinem intimsten, geheimsten Zauber — seine Wildheit. Das beste und das schlechteste Weibmaterial ist nicht ziehbar und erziehbar, cultivirbar und civilisirbar wie der Mann — das ist nur das weibliche Mittel-

gut — es ist Unregierlichkeit, Respectlosigkeit, Instinkt, nichts als weiblicher Instinkt. Wo sollte eine Menschenerneuerung herkommen, wenn nicht aus dem unverbrauchten Naturfonds, dem schlummernden Selbstherrlichkeitsfond im Weibe? Wo sollte die geheimnißvolle Liebesmacht, wo sollte die seltsame Anziehung des Weibes für den Mann, wo sollte seine unerklärliche Herrschaft über die Seelen herkommen, wenn nicht aus seiner Unergründlichkeit, seiner Unberechenbarkeit, seiner Unbekümmertheit um Gesetz und Recht und den ganzen verzwickten Verstandesbau der menschlichen Gesellschaft? Das Weib ist auf Grund seiner physiologischen Beschaffenheit eine Triebnatur, das ist sein köstlichstes Eigenthum, sein Erbtheil für die kommenden Geschlechter, ob diese Triebnatur sich nun in einer schlechten Rasse als Weib-Verbrecher äußert wie bei Strindberg's Frauen, oder als Weib-Genie wie bei Keller's beiden guten Weiboffenbarungen: »Judith« und »Meretlein«. Das sie beide Verbindende ist: sie sind nicht zu zwingen! Und sie sind beide Freiluftnaturen.

Judith findet den Mann, dem gegenüber es ihr natürlich ist sich freiwillig zu unterwerfen. Meretlein, ein kleines Mädchen, das sich einer rohen, dummen Zucht nicht unterwerfen will, wird zu Tode gehetzt. Eines Morgens findet man sie nackt und todt, erfroren im Garten. Meretlein wollte lieber nackt im Freien sterben, als im häßlichen Bußkleid, entstellt und geknickt, im Hause leben. Das ist das kindliche Weibgenie, dem das Schönheitsgefühl, das Reiz- und Unversehrtheitsbewußt-

sein Eins und Alles ist. Hier liegt das Centrale und das Geniale des Weibes, alles Verstandes- und äußerliche Emancipationswesen sind Uebergänge ins Zwitterhafte.

Auf das Zwitterhafte hatte Keller denn auch ein scharfes und böses Auge. Es hatte für ihn die Anziehung des Widerwärtigen und er ließ es keineswegs ungeschoren. Als geborenem und sensiblem Erotiker, als weibbedürftigem, weiberfreutem Manne waren ihm alle Uebergangs- und Mißformen zwischen Mann und Weib ein Gräuel. Wie er das nervöse Renaissancekind Meretlein in seinem Herzpunkte zu fassen verstanden, so verstand er sich auch rein instinctiv auf die Abnormitäten, von denen die Verstandsmenschen und Gehirnmänner unseres Jahrhunderts so wenig merken, daß sie sie noch nach Kräften fördern. Keller hatte es freilich leichter, er wußte noch von keiner Brodfrage, oder wo er sie kannte, verspottete er sie wie z. B., daß die verkommenen Seldwyler ihre Töchter zu Gouvernanten, Gesellschafterinnen ꝛc. abrichteten und exportirten, und den armen Dingern für ihr vertrödeltes Leben den sauer ersparten Groschen abzapften.

Wann aber Keller ganz ohne Schmunzeln dreinhieb, das war, wenn ihm die Frauen mit gelehrten oder künstlerischen Anmaßungen unter die Augen kamen. In der Geschichte der armen Regine ist so eine Malerin, ein vermännlichtes, vorlautes Geschöpf, das blos zum Unglück für Andere da ist. Keller hat sich's in seinem Aerger nicht verdrießen lassen, diese Gestalt mit vielen kleinen beobachteten Zügen sehr sorgfältig auszuführen.

Sie ist das Erwerbsweib, das »den Mann nicht mehr nöthig hat«.

An einer anderen Stelle, in den »Sieben Legenden«, schildern er das gelehrte Weib, das vom Manne nichts wissen will, die Liebe verabscheut und seine männlichen Gespielen zu geschlechtslosen Bücherträgern herabdrückt.

Dies Wesen wird schließlich Mönch und Abt in einem Kloster. Aber eines Tages »fühlte sie mit bitterer Wehmuth, daß sie aus einer schöneren Welt ausgestoßen war«, und daß es ihr, nachdem sie einmal zu dieser Erkenntniß gekommen war, nicht so ging wie Strindberg's »Fäulein Julie«, das hatte sie nur der edleren Natur des angetroffenen Mannes zu danken.

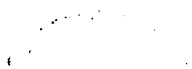
Keller hat sich über das Zwitterwesen überhaupt Gedanken gemacht. Nicht nur über die Vermännlichung des Weibes durch männliche Beschäftigungen, wofür England und Scandinavien im letzten Viertel des Jahrhunderts so schöne Belege liefern; er streifte auch an ein bei Weitem tieferes, noch kaum wahrgenommenes Gebiet heran, die Uebergangsformen zwischen dem Manne und dem Weibe und die Doppelformen in derselben Person. Die Anekdote vom Kaiser Nero, der sich wie ein Weib kleidete und durchaus ein Kind gebären wollte, gab ihm zu grübeln. Sein Dichterspürsinn erstreckte sich über das ganze Gebiet der organischen Erscheinungen und sein Instinkt war zu fein, um das, was physisch begründet sein konnte, kurzer Hand als geistige Störung abzufertigen. In seinen köstlichst zugeschliffen Perlen, seinen »Sieben

Legenden«, ist das Geschlechtsleben die Grundlage jeder einzelnen Erzählung. Jedesmal ist es eine verdrehte weibliche Seele, eine von innen heraus oder durch äußere Einflüsse von ihrer Weibnatur gelöste Seele, um die es sich handelt. Und er ist seelenfroh, wenn er sie an den Mann gebracht hat. Mag das Weib fehlen wie es will innerhalb seiner Weibnatur, es sei ihm vergeben, aber gegen seine Weibnatur zu fehlen — das vergibt ihm Keller nicht. Und so findet er sich denn fröhlich in jeder Legende mit einer Bibel- oder Kirchensatzung ab und gibt ihr eine unheilige Auslegung.

In diesem schelmischen Buche tritt die heilige Jungfrau, sehr gegen ihre kirchliche und profane Bestimmung, als besessene Heiratsstifterin auf, die sich vor keinen Mitteln scheut, um zwei ungeschickte Leutchen, die's nicht selbst verstehen, zu einander zu bringen. Ein frommer Mönch wird von einem ehelüsternen kleinen Mädchen der Kirche und seinem frommen Anti-Liebe-Eifer abwendig gemacht. Eine hysterische Heilige macht einen verliebten jungen Manne ebenso hysterisch; schließlich verirren sich die Musen ins Paradies und führen sich so auf, daß die heilige Trinität selbst sie mit einem langhinrollenden Donnerschlage zum Schweigen bringen muß.

Zwischen den geschilderten Verschrobenheiten aber steht die Geschichte von der Nonne, »die aus dem Kloster ging um ihr Verlangen zu stillen« groß und stolz als das ewige Evangelium der menschlichen Liebeserfüllung. Es ist das Menschenleben selbst in einem

ſchlichten mächtigen Symbol in dieſer Novelle, der Frühling mit ſeinen Stürmen und mit den aufgezwungenen Banden, die er bricht, der Sommer mit ſeinen heißen Wonnen, der Herbſt mit ſeinen Früchten und der Winter mit ſeiner Ruhe.



Paul Heyse

Paul Heyse als Liebeschilderer.

I.

Wärme, Sonne, Ruhe. Und ein weicher, frischer Wind. Rund herum am Horizont stehen die bayerischen Berge mit stumpfen Zacken, die Mulden voller Schnee, der bleichblaue See schimmert silberschuppig im Mittagslicht und ein weicher, blauer Duft dämpft die Ferne ab. Irgendwoher rauscht es, voll und einförmig und schläfernd, an der Scheibe summen die ersten Fliegen und die Knospen an den Bäumen schwellen und platzen. Die Matten leuchten in spärlichem Grün, gelb- und weißgetupft von Primeln und Anemonen. Und es ist so still — so still, daß man die eigenen Pulse klopfen hört; und dann hört man auch sie nicht mehr klopfen und man geht auf im All.

Das ist die Stimmung für Paul Heyse.

Stille und halbe Kraft, ein halbwaches, empfindliches Lauschen in sich hinein, die Seele in Mittagsruhe und der Geist in wohligem Schweben, — das ist die Stimmung, um sich in Paul Heyse zu versenken. Man liest

ihn nicht, man denkt ihn nicht, aber die Pulse klopfen in rascherem Tact und die Lungen athmen die reine Luft der stillen Höhen und irgendwo in der Ferne rauscht und summt und stürzt das laute wimmelnde Leben; oder ist es nur der Gießbach, der hinter dem Hause vorüberstrudelt?

Paul Heyse's bester Inhalt ist nur für die ganz Jungen oder die ganz Reifen, für die, die noch träumend und unschuldig draußen stehen, oder für die, die untergetaucht und wieder emporgetaucht sind aus dem keuchenden, schwitzenden, dunstenden Getümmel und sich nun seitab halten und in dem Steeple chase for life nicht mehr mitthun mögen.

Darum ist er auch jetzt so wenig populär.

Denn er gehört äußerlich einer alten Zeit an, die nicht mehr ist, und er gehört innerlich einer neuen Zeit an, die noch nicht ist. Vor den Jungen unserer Zeit steht er da als ein Classicist und ein Epigone, als ein eleganter, wohlconservirter Gentleman zwischen ungebürsteten Röcken, müden Rückgraten und kränkelnden Gesichtern, er steht da zwischen ihnen als der alte Herr der mühelosen Siege zwischen keuchenden, nervösen, sich aufreibenden Strebern nach neuem Ruhm und neuem Inhalt, die seine Beschaulichkeit, seine Grazie, die kühle Glätte seiner Form verhöhnen und beneiden.

Und dann ist er ja kein Dramatiker. Er hat ja nie gesiegt im Kampf um die Massen, ja er hat sogar niemals imponirt, wenn er in die Arena trat; weder Janitscharenmusik hat er zu machen verstanden, noch mit dem dialektischen Stichel von Kennern hochgerühmte Radirungen

verfertigt, sondern er hat Theaterstücke beim Kaffee und der Havanna geplaudert und damit muntert man doch die abgehetzten Nerven unseres Theaterpublikums nicht auf.

Es ist ein sonderbares Ding mit Paul Heyse. Er läßt sich gar nicht gut behalten, er hat so wenig Stoffliches, er reizt auch gar nicht recht und man sieht auch gar zu selten die Tugend sich bei ihm zu Tisch zu setzen, wenn sich das Laster erbrochen hat.

Wir wollen nun aber einmal der Tugend die Nester zukommen lassen, das ist ein sittliches Bedürfniß, in dem sich das Justemilieu mit Socialisten und Anarchisten begegnet. Paul Heyse wäre gewiß nicht 60 Jahre alt und ein berühmter Dichter geworden, wenn er nicht auch diesem respectablen Grundsatz seine Einräumungen gemacht hätte; aber die Art, wie er es that, ist sehr unbefriedigend: er schleppt nicht an der Moral, er keucht nicht unter ihr, er katzbalgt sich nicht mit ihr; er weicht ihr mal blos aus, ganz mechanisch und gleichgiltig, wie man einer Amtsperson ausweicht; er knipst ihr blos nicht gerade auf die Nase, wie man ja auch einen Schutzmann nicht auf die Nase knipst.

All das Tiefste und Beste, was er geschrieben hat, liegt jenseits der zehn Gebote, der bürgerlichen Wohlanständigkeit und des Strafgesetzbuches. Es liegt auf dem geheimnißvollen Gebiet der Triebe und Impulse und kommt manchmal so verträumt hervor, daß man ihm deutlich anmerkt, wie es mit den feinen Nerven des Dichters herausgefühlt, aber nicht mit einem grübelnden Verstande hervorgegraben ist.

Das ist es, was Heyse so einzig macht unter den deutschen Dichtern dieses Zeitalters, daß sein Herausfühlen so fein, daß seine Empfindlichkeit so zart abgemessen ist, daß er der größte Errather auf dem Gebiet der beseelten Geschlechtlichkeit ist, den es bisher in der deutschen Literatur gegeben hat und gibt.

Da er von jeher ein intuitiver Physiolog war, so war er auch von jeher ein überzeugter Fatalist. Lange vor Nietzsche hat er das Jenseits von Gut und Böse dichterisch veranschaulicht und lange vor der Frauenemancipation hat er die jetzt aufwuchernden Emancipationstypen gekennzeichnet. Es war seine vibrirende Sensibilität, die ihn mit jeder geheimen Schwingung Berührung gewinnen ließ, ehe sie breit ausschwoll und allgemein wurde, und es war seine in der deutschen Literatur einzige Feinfühligkeit der Nerven, die ihn zu Deutschlands einzigem wirklich erotischen Dichter machte.

Um Beides zu können, mußte er Aristokrat durch Temperament und Bildungsgang sein. Und er war Aristokrat. So wurde er von Anfang an der in Abstand haltende Dichter, der Dichter der gemeißelten, geglätteten Form, der schönen Einfachheit — —

Draußen zwitschern die Vögel so laut und der Gießbach rauscht so betäubend und der Frühling saust so ungestüm mit langen tobenden Windrufen ums Haus, und er bringt die Sehnsucht mit, die unruhige, ziellose Sehnsucht hinaus in ein Freisein und Wohlsein, in ein Sichselbstverlieren und Sichselbstausleben, das es auf Erden nicht gibt, die Sehnsucht nach einem Abschütteln

von Allem, was sich an Einen geklammert hält und nach einem Hinauswachsen ins All — —

Das ist die Sehnsucht der ersten Jugend, die schwellender und thränenheißer wiederkehrt in der letzten Jugend — es ist die Heyse'sche Sehnsucht, das Verlangen des erwachenden Kind-Mädchens und das heiße, schwermüthige Begehren des reifen Weibes, es sind die beiden Weibtypen, die er errathen hat, wie keiner, die beiden heißen Endpunkte, zwischen denen die abgetretene, vielbewanderte, laue Mittelstraße liegt.

Denn das Weib ist nur Offenbarung an seinem Anfang und an seinem Ende, in seinem ersten Knospenspringen und in seinem ersten Welken; was dazwischen liegt, ist Erziehung, Vernünftigkeit, Rücksichten und jene lauwarme Temperatur, in der die bürgerlichen Ehen geschlossen werden.

II.

Wenn man reif ist und Weib ist, so liest man Heyse als einen Wissenden; wenn man Kind ist und Weib ist, so liest man ihn als einen Führenden. Heyse gehört für den groben Heißhunger der Jugend nicht unter die starken Eindrücke; das äußerliche Drum und Dran mit seiner discreten Färbung, die Handlung, die Personen und ihre Schicksale und Namen behält man nicht lange im Gedächtniß. Was bleibt, ist eine innere Schwingung, etwas nicht in Worten Auszudrückendes, das wiederkehrt, so oft man ihn wieder liest. Und eines Tages kehrt diese Schwingung auch wieder bei einem eigenen Erlebniß und sie kehrt wieder und wieder in den kommenden Jahren

und sie fängt an, das weibliche Leben zu verpersönlichen und Gut und Böse nach ungekannten Maßstäben abzuwägen; und wieder eines Tages tritt diese Schwingung hervor aus dem Unbewußten und wird zur Gesinnung, nicht zur Gesinnung des Geistes, auch nicht ganz zur Gesinnung der Seele, sondern zur körperlich empfundenen Gesinnung, wie sonderbar das auch klingen mag. Und diese Gesinnung entscheidet nun über das intimste Leben des Weibes nach Gesetzen, die nicht in der Welt vorhanden sind, nach Eindrücken, die die Sitte nicht vorgesehen hat, nach Anziehungen und Abstoßungen, die nicht länger dumpf und rathlos aus dem Schlummer reden. Sondern es ist ein feines, stilles Persönlichkeitsbewußtsein in das Weibgefühl gekommen, es ist sich vor sich selbst offenbar geworden, es ist in das Bewußtsein seiner eigenen Veredlung hineingetreten, es hat seine Grundlage für den Ausdruck und die Erwiderung seiner Liebesbedürfnisse gefunden. Und diese Basis des Verkehrs zwischen Mann und Weib ist nicht eine äußerliche Form, eine übereingekommene Anpassung, sie ist eine physische Bedingung, sie ist ein Empfindungsausdruck der Nerven, sie ist die Vornehmheit der Seele.

Diese Vornehmheit der Seele in erotischen Dingen hat in der ganzen deutschen Literatur Paul Heyse allein als den Hauptpunkt seiner Lebensauffassung, als den Sensibilitätspunkt im Verkehr zwischen Mann und Weib zum Ausdruck gebracht.

Und dadurch, daß er diesen Gesichtspunkt in die Literatur und damit in das Bewußtsein der Zeit gebracht, da-

durch, daß er eine ganze Literatur auf diesem Gesichtspunkt aufgebaut hat, ist er mehr geworden als ein deutscher Dichter. Dadurch ist er ein Weltdichter geworden, einer von den Wenigen, in denen eine neue Empfindungsstufe zum Durchbruch und zum Ausdruck gekommen ist, in denen sich die Menschheit auf ihrem Culturgang einen deutlichen Absatz ausgewölbt hat. Ich will nicht davon reden, was Heyse für die besten unter den Frauen bedeutet. Ich will nicht davon reden, was es bedeutete, daß diesen Frauen bei ihrem seelischen und physischen Erwachen in dieser Welt der Nüchternheit und Conventionen ein Mann entgegen kam, der mit der Wünschelruthe seines intuitiven Errathens die heiße Quelle wach- und hervorklopfte, die des Weibes Ein und Alles, sein Mittelpunkt, sein Genie und sein Inhalt ist — die durchseelte, verinnerlichte Geschlechtlichkeit. Wo, in welcher anderen Nation war ein Dichter, der diese Quelle wachklopfte? Nicht einmal der empfindsame Paul Bourget, der so lange nach ihr getastet, hat sie gefunden, keiner von den Engländern oder Engländerinnen, die philosophisch-humoristisch-vernünftig schrieben, hat sie entdeckt, nicht einmal der sonst so innerliche Dickens hatte von der geschlechtlichen Innerlichkeit eine Ahnung. Und was die Skandinaven anbetrifft, unter denen im Punkt der Erotik — mit einer einzigen Ausnahme — ja nur die Dänen in Betracht kommen, so ist selbst in ihrer raffinirt verfeinerten, geschlechtlichen Zärtlichkeit ein kalter Punkt, etwas wie ein feuchter Nebel im innersten Herzen der Empfindung; die Liebe ist und bleibt ihnen immer

etwas von einer Kunstfertigkeit, etwas von einem ästhetischen Genuß, ein Genuß des Genießens, der sich selber zuschaut. Bei Paul Heyse aber bleibt das Wesen des Verschmelzens dunkel wie die Nacht, in der man liebt, unreflectirt wie alle unmittelbaren Antriebe, unbewußt wie die Liebe im deutschen Volkslied. Man denke an »Lorenz und Lore«, diese Geschichte, die klingt wie eine uralte Melodie aus der deutschen Volksseele hervor. Es ist gar nichts Uebersinnliches darin, sie ist in aller zarten Rücksichtnahme ganz sinnliches Schmachten. Heyse hat auf der steilen Spitze einer wieder verlorenen Culturhöhe Dinge geschrieben, die naiv sind wie halbverklungene Volkslieder, er hat unter dem Gesichtswinkel der Vornehmheit den ewigen Zwiespalt zwischen Leib und Seele, der den Hauptstoff roherer Dichternaturen abgegeben, aufgelöst in ein warmes, stilles, grenzen- und bewußtloses Hinschmelzen und Aufgehen in das Liebesgefühl, das keinen Anfang und kein Ende hat, von dem jede Phase und jede Aeußerungsform, die rein seelische wie die rein physische, gleich süß, gleiches Labsal, immer der eine unauflösbare, unzertheilbare Lebensathem ist. Da ist die Hingebung eine einzige und vollkommene und nie reflectirende, denn die seelische Wärme erlischt nicht mit dem physischen Zweck; es ist eben die Seele, die nur im Anderen ist, und demüthig ist, wie alle Noblesse demüthig ist vor dem Incommensurablen. Und das ist die Liebe.

Die Liebe ist das Incommensurable; Wer hat denn das schon früher gesagt, wer hat denn das schon früher gefühlt? In frühen Volksliedern ist es gesagt und

gefühlt worden, in Goethe hat es angeklungen, lieblich aber tändelnd, wie das achtzehnte Jahrhundert; in unserer jüngsten Literatur — und nicht nur der deutschen — ist es am wenigsten gesagt und gefühlt worden. Statt dessen haben wir die freie Liebe, wo man sich durchprobt und schließlich aus Bequemlichkeit am dritten oder vierten Versuch hängen bleibt. Das ist praktisch und plebejisch, wie das Zeitalter. Nur die Liebe ist es nicht. Denn was sind das nicht für stumpfe Sinne, und was sind das nicht für dickfellige Seelen, die erst einander ausprobiren und durchprobiren müssen. Für diese Banausen ist die Liebe eine geistige Gemeinschaft, oder sie ist eine Interessengemeinschaft, oder sie ist eine Gesichtslinie, oder ein Typus, oder zwei Begierden, die in ihrer Jagd nach Befriedigung auf einander treffen. Gewiß sind diese Formen die allerhäufigsten; aber diese Formen laufen auch alle hin auf der feinen Grenzscheide zwischen Barbarei und Decadence und kippen unaufhörlich nach der einen oder anderen Seite über.

Was Paul Heyse in der Liebe gesehen und geschildert hat, das ist die Lebenskraft selbst. Die Liebe ist bei ihm der Herzpunkt der Lebenskraft; und da auf dem Punkt, wo man die Lebenskraft in Einem gipfeln fühlt, die Lebensanschauung sich aufbaut, so ist sie für ihn auch der Mittelpunkt in seiner Lebensanschauung. Zunächst ist sie in seinen Schilderungen immer eine außerordentliche Sammlungs- und Kraftäußerung. Sie flackert nicht, sie nascht nicht, sie irrlichterirt nicht, sie erschlafft nicht; sobald sie auftritt, richtet sie sich ganz und unein-

geschränkt auf einen Punkt: den geliebten Gegenstand, den sie unter tausend hindernden anderen herausfühlt, früh oder spät, je nachdem, wann er in den Kreis ihrer Atmosphäre tritt. Sobald sie auf diesen Gegenstand, der ihren Wesensstoff sympathisch anzieht, getroffen hat, vollzieht sich in dem Liebe empfindenden Organismus ein höchst eigenthümlicher, von Heyse nie in Worten ausgedrückter und sehr schwer auszudrückender Vorgang. Es ist ein inbrünstiges Schmachten, ein Sichhinstrecken wie die Pflanze nach der Sonne, stumm und unablenkbar; alle Lebensthätigkeiten schwellen und strömen in diesen einen Punkt, um von ihm aus mit ungekannter Kraft aufzuschießen oder zu versiechen. Er ist ein Entweder—Oder der unaussprechlichsten Gesundung oder des Verlöschens. Diese Art Liebe zu empfinden und nachtwandlerisch sicher den einen organisch sympathischen Geliebten unter tausend gleichgiltigen oder abstoßenden Menschen herauszufühlen, ist zugleich der Ausdruck einer sehr hohen Cultur und einer seltenen physischen und seelischen Reinheit. Gerade wie die Wahlinstincte mit den verfeinerten Nerven und Seelenschwingungen sich unendlich verfeinern, gerade wie die seelischen und sinnlichen Bedürfnisse, je verpersönlichter und geläuterter sie werden, desto intensiver und schicksalsvoller für den ganzen Menschen sich äußern, so ist es auch die Spürsicherheit des Wahlinstincts, die mit eintretender Entartung als die zuletzt erworbene Eigenschaft zuerst wieder abnimmt. Nun haben wir in der russischen, französischen, scandinavischen Literatur eine Reihe außerordentlich richtig zergliedernder Schilderungen dieser Ent-

artungen. Die allermeisten Hauptpersonen dieser vorzüglichen psychologischen Studien können nicht mehr lieben — wofür Paul Bourget mit großer Feinheit auch einen besonderen Typus aufgestellt hat — oder sie können noch nicht lieben aus Mangel an seelischer und physischer Cultur, wofür Garborg und Strindberg einen großen Anschauungsstoff geliefert haben. Auf der einen Seite also Entartung, auf der anderen Barbarei; zuweilen vermischt sich beides. Heyse ist der einzige Dichter, der dieses Liebenkönnen, dieses Liebenmüssen, die organische Bedingtheit zur Liebe geschildert hat; da er aber kein Zergliederer ist und nicht einmal Psycholog scheinen mag — worauf mißverständlicherweise zum Theil sein Epigonenthum begründet worden ist — so erfahren wir bei ihm nicht, wie es zugeht, daß seine Geschöpfe so erfüllt sind von verinnerlichter Liebe, daß seine besten Gestalten nichts sind als verinnerlichte Liebe.

Ob er es nicht weiß? Oder ob er es nur nicht sagen will? Ob es ihm nur nicht in die Technik paßt, in der sein Inhalt sich ausgeformt hat? So tief die Zergliederung bei unseren modernen Psychologen ist, so flach ist die Menschenauffassung. Bei ihm ist gar keine Zergliederung, aber die Auffassung ist tief wie alle Wahrheit. Unsere besten modernen Europäer sind noch nicht weiter gekommen, als in der Liebe ein mehr oder minder schwierig zu befriedigendes Bedürfniß zu sehen; er läßt das Bedürfniß als das allzu Selbstverständliche ganz bei Seite. Nicht darum, ob es da ist, handelt es sich für ihn, sondern wie es zu befriedigen ist. Zu befriedigen

in jener erlesenen Weise, die die verfeinerte und durchseelte Sensibilität verlangt. Und unter diesem Gesichtspunkt ist er moderner als die Modernsten, unter diesem Gesichtspunkt wird für ihn die Liebe das Incommensurable.

Denn es handelt sich nun nicht mehr darum, ob ein Zusammenleben erträglich oder unerträglich ist; es handelt sich darum, ob der Eine jenen Andern findet, mit dem eins zu sein ihm bis in die feinste Fiber Wonne und Süße ist. Die Wesensstoffe müssen sich ganz vereinigen können, sonst scheiden sie sich gänzlich. Solche Bedürfnisse sind höchste Cultur. In solchen Menschen ist der Adel der Persönlichkeit.

Heyse ist nicht müde geworden, nach allen möglichen Seiten hin, mit mehr oder weniger Glück, zuweilen mit einziger Vollendung die adelige Persönlichkeit zu schildern. Er hat sie geschildert in dem ersten Morgengrauen, in der scheuen Sprödigkeit der erwachenden Sinne vor der geahnten mystischen Macht, die ihr Schicksal werden soll. Er hat sie geschildert in dem stillen fatalistischen Warten auf die große Lebensoffenbarung, die kommen kann, oder auch nicht kommen kann, die es in keines Menschen Macht steht herbeizuzwingen; er hat sie geschildert in der inneren Zerstörtheit und Selbstzerstörung, wenn durch eigene oder fremde Schuld die Noblesse der Seele, die stolze Aufrechtheit befleckt worden, und nicht mehr ihr eigenes Gesetz sein kann. Er hat sie geschildert in der verspäteten Gluth, von der sie sich durchleuchten und verzehren läßt. Und alle diese Gestalten haben die größte innere Selbstständigkeit und zugleich das unverrückbare Gefühl ihrer

Schicksalsgebundenheit. Es ist etwas Stilles über ihnen allen, die Stille des Gefühls vom großen Allverhängniß; und es ist etwas Selbstherrliches über ihnen allen, das Bewußtsein, von aller äußerlichen Abhängigkeit, von allen kleinlichen, dummen, alltäglichen Banden und Rücksichten frei zu sein in der großen Stunde des Eros. Man hat auch darin in Heyse den Epigonen sehen wollen, der nach altem Recept seine Menschen aus ihren natürlichen Bedingungen heraushob und sie über ihr natürliches Maß herauswachsen ließ. Ich glaube mit Unrecht. Ich möchte eher glauben, was wir sonst bis jetzt an ausgezeichneten und umständlichen psychologischen Studien auf dem erotischen Gebiete haben, ist doch meist blos eine Lumpensammler-Psychologie. Das liegt an den Dichtern, nicht an den Dingen. Ich glaube, daß Paul Heyse's Art, seine Menschen plötzlich, ohne daß sie nach außen hin den geringsten Spectakel machen, aus aller äußeren und inneren Gebundenheit herauswachsen zu lassen, wie ein Kern aus einer platzenden Schale herausfällt, daß in dieser Art eine außerordentlich tiefe, zukunftsreiche Psychologie liegt. Ich glaube, daß die Psychologie erst in ihren ersten und gröbsten Anfängen ist, und die tieferen Gesetze und verborgenen Hebel des psychophysischen Lebens nur durch Errathen hie und da flüchtig auftauchen.

III.

Im Durchschnitt und selbst bei hoher Cultur und günstigen Bedingungen leben die besten Menschen nur in ganz verstümmelten Beziehungen zu einander. Die innigsten,

feinsten und mannigfaltigsten Berührungen, die delicatesten anziehenden — auch abstoßenden — Regungen bleiben niedergehalten unter der Bewußtseinsschwelle, während das allermeiste, was wir thun, fühlen, denken, und wie wir uns äußern, gar nicht unsere eigene Natur, gar nicht der wirkliche Ausdruck unseres Wesens ist. Ich meine, es gibt bis jetzt auch nur einen einzigen Punkt, wo wir das, was wir unser Leben nennen, durchbrechen können, eben weil sich auf diesem einen centralen Punkt allein das ganze heiße Erdinnere unserer Natur durch die äußere Erstarrung und Abkühlung nach außen sprengt. Das ist in den Kundgebungen der Liebe. Aber es ist gar nicht ausgeschlossen, daß bei einer größeren allgemeinen Verfeinerung der Menschen diese Möglichkeit auch auf anderen mehr nach außen liegenden Punkten vorhanden sein wird.

Ich meine, daß Heyse das auch keineswegs sehr abstract idealistisch oder unwirklich ausgedrückt hat. Wie viele Selbstmorde aus Liebe hat er nicht seelenkundig begründet. Wie viele Selbstmorde aus Liebe, die wir in den Zeitungen lesen, haben nicht in aller Unbeholfenheit und Unzulänglichkeit der angegebenen Gründe dieselbe Begründung für den Psychologen, die zweifelsüchtige Kritiker an Heyse ein Spiel der Phantasie nennen. Nun haben wir in hundert genialen und dummen Büchern gelesen, wie Hans und Grete sich prügelten; aber von den Hansen und Greten, die die Geheimnisse der glücklichen Liebe mit einander leben, von den großen Glücklichen des Lebens lesen wir niemals was.

Warum? weil eine unendlich viel subtilere und delicatere Psychologie dazu gehört, um das zu schildern.

Auch Heyse hat das nicht geschildert; auch er hat kein modernes Gemälde mit all' den reichen Abtönungen des Augenblickslebens, mit all' dem Zauber des Augenblickslichts, wie ein Maler ein Stück Landschaft erfaßt, davon gegeben. Er hat sich immer damit begnügt, eine ganz schlichte, kleine Bleistiftzeichnung davon zu machen, in der die kennzeichnenden Grundlinien nur leicht und weich gezogen sind. Sein großes Verdienst dabei war, daß er zeigte, daß sie vorhanden waren.

In diesen kleinen Zeichnungen sehen wir zuerst das psychologische Grundgesetz, das über den kleineren Umwelt- und sonstigen Nebengesetzen fast ganz in Vergessenheit gerathen ist: daß es in jeder eigenthümlichen Persönlichkeit mit keuscher Lebenskraft einen Mittelpunkt gibt, bei dessen Berührung der ganze Mensch gewissermaßen thurmhoch über seine Umgebung emporschnellt, während sich eben dadurch alles für ihn zu einem neuen Ausblick zurecht rückt. Durch diesen Ausblick wird ihm alles nebensächlich, was nicht in Beziehung zu dem Anspruch des einen Mittelpunktes steht. Dieser Mittelpunkt ist das verfeinerte Liebesbedürfniß, das nichts mehr kennt als sich selbst, sobald es durch eine sympathische Annäherung zu seiner völligen Stärke erweckt ist.

Nun kommt der zweite psychologische Umstand. Geht von dem also Beeinflußten die gleiche sympathische Wirkung aus? Und hier handelt es sich nicht um ein Mehr oder Weniger, hier handelt es sich darum, ob diese Wirkung zugleich so mächtig und so sympathisch ist, daß sie auch den andern Theil thurmhoch über alles zu neuen

feinsten und mannigfaltigsten Berührungen, die delicatesten anziehenden — auch abstoßenden — Regungen bleiben niedergehalten unter der Bewußtseinsschwelle, während das allermeiste, was wir thun, fühlen, denken, und wie wir uns äußern, gar nicht unsere eigene Natur, gar nicht der wirkliche Ausdruck unseres Wesens ist. Ich meine, es gibt bis jetzt auch nur einen einzigen Punkt, wo wir das, was wir unser Leben nennen, durchbrechen können, eben weil sich auf diesem einen centralen Punkt allein das ganze heiße Erdinnere unserer Natur durch die äußere Erstarrung und Abkühlung nach außen sprengt. Das ist in den Kundgebungen der Liebe. Aber es ist gar nicht ausgeschlossen, daß bei einer größeren allgemeinen Verfeinerung der Menschen diese Möglichkeit auch auf anderen mehr nach außen liegenden Punkten vorhanden sein wird.

Ich meine, daß Heyse das auch keineswegs sehr abstract idealistisch oder unwirklich ausgedrückt hat. Wie viele Selbstmorde aus Liebe hat er nicht seelenkundig begründet. Wie viele Selbstmorde aus Liebe, die wir in den Zeitungen lesen, haben nicht in aller Unbeholfenheit und Unzulänglichkeit der angegebenen Gründe dieselbe Begründung für den Psychologen, die zweifelsüchtige Kritiker an Heyse ein Spiel der Phantasie nennen. Nun haben wir in hundert genialen und dummen Büchern gelesen, wie Hans und Grete sich prügelten; aber von den Hansen und Greten, die die Geheimnisse der glücklichen Liebe mit einander leben, von den großen Glücklichen des Lebens lesen wir niemals was.

Warum? weil eine unendlich viel subtilere und delicatere Psychologie dazu gehört, um das zu schildern.

Auch Heyse hat das nicht geschildert; auch er hat kein modernes Gemälde mit all' den reichen Abtönungen des Augenblickslebens, mit all' dem Zauber des Augenblickslichts, wie ein Maler ein Stück Landschaft erfaßt, davon gegeben. Er hat sich immer damit begnügt, eine ganz schlichte, kleine Bleistiftzeichnung davon zu machen, in der die kennzeichnenden Grundlinien nur leicht und weich gezogen sind. Sein großes Verdienst dabei war, daß er zeigte, daß sie vorhanden waren.

In diesen kleinen Zeichnungen sehen wir zuerst das psychologische Grundgesetz, das über den kleineren Umwelt- und sonstigen Nebengesetzen fast ganz in Vergessenheit gerathen ist: daß es in jeder eigenthümlichen Persönlichkeit mit keuscher Lebenskraft einen Mittelpunkt gibt, bei dessen Berührung der ganze Mensch gewissermaßen thurmhoch über seine Umgebung emporschnellt, während sich eben dadurch alles für ihn zu einem neuen Ausblick zurecht rückt. Durch diesen Ausblick wird ihm alles nebensächlich, was nicht in Beziehung zu dem Anspruch des einen Mittelpunktes steht. Dieser Mittelpunkt ist das verfeinerte Liebesbedürfniß, das nichts mehr kennt als sich selbst, sobald es durch eine sympathische Annäherung zu seiner völligen Stärke erweckt ist.

Nun kommt der zweite psychologische Umstand. Geht von dem also Beeinflußten die gleiche sympathische Wirkung aus? Und hier handelt es sich nicht um ein Mehr oder Weniger, hier handelt es sich darum, ob diese Wirkung zugleich so mächtig und so sympathisch ist, daß sie auch den andern Theil thurmhoch über alles zu neuen

Ausblicken emporträgt? Denn der verfeinerte Wahlinstinct muß auf die gleich hohe Temperatur stoßen können, muß ebenso unbedingt gewählt werden, wie er wählt. An diesem Umstand hängt alles — die Bejahung oder Verneinung des Lebens, ein Compromiß ist unmöglich! Und wie oft hat nicht Paul Heyse, z. B. in »Unvergeßbare Worte« jene anscheinend so unendlich kleinen Kleinigkeiten unterstrichen, eine Nuance in der Stimme, ein Lächeln, eine Meinungsverschiedenheit, eine unbedeutende Aeußerung, die plötzlich, unverständlich weshalb, den beginnenden Verschmelzungsvorgang aufhalten, daß er stockt. Und der Eine macht sich los; aber der Andere kann nicht mehr loskommen, seine Lebenskraft hat sich unter dem Zurückziehen des Andern schon ins Leere ergossen, dem centralen Punkt ist der Herztrieb ausgeknickt. Daher ist die Liebe das Incommensurable. Sie läßt sich nicht erwerben, nicht verdienen, nicht erlisten, nicht entbehren für den reinen Adelsmenschen einer hohen Cultur. Und Paul Heyse schildert wie jene noblen Männer und Frauen nicht aus geschlechtlicher Stumpfheit, sondern aus geschlechtlicher Verfeinerung allein blieben, weil sie nicht alles fanden.

Der dritte psychologische Umstand, die Summe seiner ganzen Lebensanschauung, die genug wäre, Heyse in diesen Zeiten der Massenmaßstabsevangelien zu vereinsamen, ist sein Fatalismus. Jene stolze Demuth einer tiefen Einsicht, die weiß: in letzter Instanz und in den höchsten Dingen haben wir nichts in unserer Hand. Was wir am innigsten bedürfen, das kommt, oder es kommt nicht, wir können nichts dazu und nichts davon

thun. Wohl ist in uns ein dunkler Trieb, dunkel und uns selber unbekannt wie das Leben, der uns hintreibt, wo unser persönliches Glück zu finden ist, uns ins Unbekannte hinein zieht und lockt, bis er das, was zu uns gehört im Leben, an uns herangelockt. Aber wir wissen nichts von ihm, außer nachher. Und nicht in jedem gelangt er zur Entfaltung.

IV.

Diese drei Grundlinien bildeten den Gesichtswinkel, unter dem Heyse die Menschen betrachtet. Die Menschen? Nein, die Frauen. Er ist der Dichter der Frauen. Man hat ihn den Dichter für die Frauen genannt und ihm vorgeworfen, daß er nichts für Männer sei und Männer nicht schildern könne. Dagegen möchte ich anführen, daß er ein Lehrer und ein Vorbild einiger der besten jungen skandinavischen Dichter war, das einzige literarische Vorbild, das sie in Deutschland fanden. Seine novellistische Form und die Discretion seines Vortrages hat im jungen Dänemark deutlich nachweisbare Nachfolge gehabt, in Deutschland hat er keine Nachfolge gehabt, denn er läßt sich nicht nachahmen und blieb einsam in seiner Heimat auf seiner Culturhöhe, viel bewundert, viel genossen, aber ein Thurm ohne Zugang für das kritische Verständniß und den bisherigen dichterischen Nachwuchs. Was den Vorwurf anbetrifft, daß er Männer nicht schildern könne, so hat es damit wohl nur folgendes auf sich. Gegen die Tiefe und Unmittelbarkeit in seinem Verständniß des Weibes erscheinen seine Männer fast flach und uninteressant.

Sie scheinen fast immer aus zweiter Hand zu sein und nur dazustehen als der unentbehrliche Hintergrund und die bewegende Kraft für das Weib. Man hat deswegen den Eindruck, daß der ganze Mann Heyse nicht interessirt, nur die eine Seite, die eigenthümliche Empfindlichkeit dem einen Weib gegenüber, durch die ihr ganzes Nerven- und Seelenleben in Schwingung geräth. Der Paul Heyse'sche Mann ist selten der Wählende, der, welcher den ersten Impuls gibt — das ist fast immer das Weib. Der Mann steht gewöhnlich noch eine ganze Weile dumm und verwundert und begreift nichts, und das liebende Weib hat seine Noth, sich von ihm errathen zu lassen.

Das ist aber ein äußerst feiner psychologischer Zug. Nicht der Mann ist es, für den die Wahl die wichtigste Angelegenheit ist, sondern das Weib. Der Mann, selbst der verfeinerte Culturmann, könnte mit zwanzig und dreißig von einander sehr verschiedenen Frauen in die innerlichste Verbindung treten und sich stark von ihnen angesprochen fühlen, ohne daß die ganze Tiefe seines Wesens dabei in Schwingung geriethe, ohne daß sein ganzes Sein dabei mitspräche; für das Weib aber ist der Grad der Beglückung die größte, die einzige große Angelegenheit ihres Lebens. Darum wird das verfeinerte Weib immer die Wählende sein; darum wird sie immer viel früher als der Mann wissen, was er für sie bedeutet; darum wird ihre stumme Sehnsucht immer die erste Anziehung sein und ihn umschlingen mit tausend unsichtbaren Fibern, und die seltsame Atmosphäre, die von dem liebenden Weibe ausgeht, wird um ihn herum

sein und ihn umhüllen wie der zitternde Sonnenrauch des heißen Sommermittags. Und er begreift anfangs nichts als in dem günstigsten Falle, daß dies Weib ihm sympathisch ist, bis der geheime Vorgang der organischen Anziehung sich vollzogen hat, und er plötzlich aufwacht und fühlt, daß er mitten drinsteht in der großen Liebe. In den seltenen Fällen, wo der Mann mit seinem ganzen Wesen und Inhalt liebt, ohne daß diese Liebe, wie sie am häufigsten geschildert und in unserer Culturbarbarei am gewöhnlichsten ist, eine Perversität, eine Liebe für ein vielbesessenes, lieberfahrenes Weib ist, in diesen seltenen Fällen — und das ist immer in Heyse's Schilderung der Fall — kann sie nur diesen Weg gegangen sein. Denn um so tiefe und dauernde und beseelte Regungen im Manne zu wecken, bedarf das Weib mehr als der bloßen sinnlichen Anziehung, bedarf sie eines seelischen Geschlechtsinhaltes mit dem ganzen dauerhaften Zauber seiner unzerstörbaren Inbrunst. Am Mann ist das Incommensurable in der Liebe keine ursprüngliche Eigenschaft wie am Weib; der Mann mit der größten seelischen Vornehmheit kann ohne das auskommen, nicht so das Weib: für sie ist es die Grundbedingung ihres Wesens, für ihn ist es eine unerwartete zauberhafte Beleuchtung seines Lebens mit unendlich zarten Vertonungen und immer neuen Nuancen, die er halb künstlerisch, halb affectiv genießt.

Heyse ist der erste Bahnbrecher auf diesem delicaten und verborgenen Gebiet der Beziehungen zwischen Mann und Weib gewesen, das noch zum größten Theil der

Zukunft angehört; er hat auch schon einige der Sackgassen abgesteckt, in die es sich verlieren kann. Da ist das Incommensurable zunächst ganz und heil, wie in der wunderbaren Geschichte der »Stickerin von Treviso«. Da ist das Incommensurable zugleich keusch und geknickt in der tiefen Seelenstudie »Lottka«. In diesem feinen aufstrebenden Mädchen mit der knospenhaften Sprödigkeit und dem reichen Hingebungsdrang ist alle Schwungkraft der Sinne und Seele gebrochen durch die gemeinen Eindrücke im Hause ihrer gefälligen Mutter. Sie lebt in einer krankhaften Furcht vor einer Entehrung durch dieselbe Liebe, nach der sie schmachtet; unter der Vision der Liebhaber ihrer Mutter verabscheut sie überhaupt den Mann in der Liebe und kann doch nicht leben ohne die völligste beseelteste Hingabe. So gibt sie sich dem guten Menschen, den sie findet, für eine Nacht und tödtet sich am anderen Morgen — das Incommensurable verkörpernd und an ihm sterbend.

Es gibt noch eine andere Novelle, wo das Incommensurable zugleich unberührt und ihm das Herzblatt ausgestochen ist. Sie heißt »die Vizgräfin«. Einer vornehmen dreißigjährigen Dame, die wegen einer Lahmheit unverheiratet geblieben ist, wird von ihrem Bruder, mit dem sie zusammenlebt, ein zehnjähriger Knabe ins Haus gebracht. Als zwanzigjähriger Jüngling verliebt er sich in die vierzigjährige Schloßfrau. Ihr Bruder jagt ihn aus dem Hause. In ihr ist durch diese späte Liebe das ganze Weib, das vornehme, noble, heiße Weib wach geworden, das schweigt und liebt,

altert und liebt. Zehn Jahre später kommt der junge Mann, um die Fünfzigjährige zu besuchen. Sie sitzt stundenlang in ihrer Stube vor dem Spiegel und schmückt sich für ihn, — als er eintritt, findet er sie todt. Diese Novelle mit den tiefen Pulsschlägen des verschmachtenden, reichen Lebens wiegt viele dicke Bände berühmter Schriftsteller auf.

Eine dritte heißt »Unvergeßbare Worte«, eine Geschichte aus der Gegenwart, und schildert den Wurm im Incommensurablen, der es dem Mann ungenießbar macht: die dummstolze Eitelkeit des Weibes, die herabsetzend von dem Geliebten redet, halb um sich nicht zu verrathen, halb aus dem guten Antrieb, ihr Gefühl vor neugierigen Blicken zu bewahren. Aber er wie sie, sind moderne Menschen, d. h. Flickwerk aus widerspruchsvollen Eigenschaften, und darum kommen sie auseinander und können ohne einander nicht leben und gehen zu Grunde.

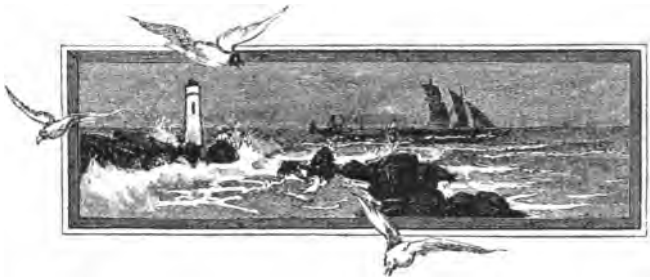
Soll ich mehr anführen? Wenn ich Heyse's Novellen durchblättere, wer hat fruchtbarere Anregungen für die Psychologie des Seelen- und Geschlechtslebens gegeben als er? Was kümmert es mich, wenn Spreu unter seinem Weizen ist, wenn dann und wann ein Jahrgang magerer ausfällt? Was hat das zu sagen, da er seine Scheunen voll hat von Korn, davon noch nach hundert und mehr Jahren die Nachkommen zehren werden.

Heyse's Stil mit seiner durchsichtigen, an den alten französischen Contes geschulten Einfachheit gilt für veraltet. Die Neuen streben danach, den Stil malen, singen, tanzen, schnaufen, duften und stinken zu lassen. Er muß

reden und denken in allen Dialecten. Das ist sehr schön. Ich liebe es auch zu lesen, es ist amüsant, so lange man es verstehen kann. Aber ob es dauern wird, außer in den seltenen Fällen, wo der Stil absolut der Ausdruck einer Culturstufe ist?

Ich glaube nicht. Nichts ist so kurzlebig und rasch vergänglich wie die Kunststücke und das Raffinement einer Sprache. Schon fünfzig Jahre später, ein kleiner Umschwung im Sprachgeist, und die seltenste Sprachmalerei wirkt auf die nächste Generation wie ein alter verschossener, verregneter Lappen. Heyse's Sprache ist sparsam wie das Nothwendige, sie wirkt nicht durch Farben, sie wirkt durch die Wärme des Klanges. Diese weiche Körperwärme wird bleiben. Diese einfache Sprache ist wie die organische Form, unter der mit warmen Pulsen die ewigen Probleme der Menschheit klopfen, die zugleich die alten und die künftigen sind.

Henrik Ibsen



Henrik Ibsen und das Culturweib.

I.

Ueber meinem Tisch hängt ein alter Stich nach einem Frauenportrait des jüngeren Holbein in der Windsorgalerie. Es ist ein ganz Hedda Gabler'sches Gesicht — Hedda Gabler vor dreihundert Jahren. Eine linienschöne Person nach der neuesten damaligen Mode gekleidet, einen halben Heiligenschein auf dem Kopfe, mit hochgezogenen Puffenärmeln und hohem Kragen, Alles recht sittlich eingezwängt und eingeschnürt, und dazu ein unergründliches Gesicht mit kalten verschleierten Augen und einem schmalen Mund, der nichts Gutes verspricht. Es ist eine wohlerzogene Dame aus guter Familie, die bestimmt nicht abspringt, weder vom Zug noch vom Wagen, aber vielleicht zu sich einsteigen läßt. Und sie sieht so bewußt unschuldig und anständig lockend aus, als hätte sie auch einen Eckert Lövborg gehabt, um sie theoretisch in das Leben der jungen Männer einzuweihen.

Hedda Gabler — das ist die Dame aus der höheren Bourgeoisie, reinlich skelettirt und präparirt, daß jeder des Studiums der Lebenserscheinungen und des Standesgepräges Beflissene sie mit Hilfe einiger Vorkenntnisse in ihrer inneren Bildung, wenn ich so sagen darf, im Knochenbau ihrer Seele genau ergründen und studiren kann. Und um als alter Lebenskenner ein wenig von der Spur abzulenken, auf der er jagte, gab Ibsen die Parole aus: diesmal ist's blos eine psychologische Studie, nichts von Gesellschaftskritik und Entrüstungspessimismus. Liebe gute und schlechte Gesellschaft, du kannst ruhig sein!

Aber die Gesellschaft war nicht ruhig. Diese Hedda Gabler war ein Geschöpf, das ihr mißfiel. Zunächst hatte sie alle Damen gegen sich, die mit einem solchen moralischen Ungeheuer kleinen Stils jede Gemeinschaft ablehnten, dann alle Damenverehrer, die das ganze Geschlecht durch sie gekränkt fanden, endlich die meisten Männer, die nichts Psychologisches, weder männliche, noch weibliche Psychologie, darin zu entdecken vermochten.

Und das war nicht blos so in Deutschland und nicht blos so in England, der Heimat der Frauenemancipation und sittlichen Entrüstung, auch in des Dichters eigenem Skandinavien wurde man scheu. Die Priester, die das heilige Feuer auf den Altären des großen Geheimnißvollen hüteten, spitzten die Ohren: Was ist das, fängt er nun an mit Zungen zu reden? und die keuschen Priesterinnen des reinen Ibsencultus beobachteten ein drohendes Schweigen. Es entstand eine

Stille daheim und draußen um das gefährliche Stück — die Stille vor dem Gewitter, wo es Schlossen regnet.

Einem anderen Dichter hätte es gleich auf den Pelz gebrannt. Aber der große Name des großen Propheten hielt Hände und Zungen noch im Zaume.

Und unter uns, von Ibsen freien Geistern: so ganz glücklich ist der greise Augur diesmal auch vielleicht nicht gewesen? Es ist diesmal ein bischen mehr vom Schnürchen sichtbar im dramatischen Puppenspiel als gewöhnlich, und die beiden Pistolenschüsse in diesem bürgerlichen Bummelmilieu bringen uns nun vollends um die Illusion. Und nun noch gar: in verschiedenen Schönheitsgraden sterben! und mit und ohne Weinlaub im Haar leben! — ja, lieber Gott, wo spricht man denn so, und vor Allem: wo, in der oberen oder unteren Welt, fühlt man denn so?

Man muß das Gerüst abtragen und sein Handwerkszeug bei Seite schaffen, verehrter Meister, wenn das Haus fertig ist.

Und doch! so glatt ist die Geschichte nicht abgemacht. Es versteckt sich noch etwas im Stück, das nirgendwo mit einem Wort gesagt ist, das aber zuweilen zuckt und klopft, wie ein kranker Nerv; und wer diesen Nerv zu fassen bekäme, der hielte das intimste Leben dieser Dichtung in der Hand. Nur daß man bei Ibsen nie weiß, ob man wirklich an den centralen Nerv rührt oder nich rührt — vielleicht weil dieser Nerv keine Seelenschwingung ist, in der des Dichters ganzes Ich mitbebt, sondern ein Gedankenzucken im Gehirn, das von anderen Ursachen kommt.

Der Punkt aber, auf dessen Berührung die Walze in »Hedda Gabler« sich zu drehen anfängt und das ganze Stück sich reinlich herunterspielt mit starkem Widerklang und aufgeschlagenem Deckel, ist: die Auflösung eines Ideals.

In »Nora« gestaltete Ibsen das moderne Frauenideal; in »Hedda Gabler« löste er es auf. Was dazwischen liegt, ist langsame Untergrabungsarbeit. Der Bergmann ist (siehe die intimen Selbstbekenntnisse in Ibsen's Gedichten) in die Tiefe gestiegen und gräbt und hackt im Dunkeln. Kein Tag scheint zu ihm hinein, er weiß selbst nicht, was er sucht, und er weiß nicht, was er findet. Sind es Diamanten, sind es Kohlen? Im Dunkeln sitzend, wie er, entdeckte er das »unterdrückte Weib« und holte es herauf und glaubte, er hätte den Schatz gehoben und den Diamanten gefunden. Aber als er ihn zu bearbeiten anfing, sah er, daß es nur Bergkrystall zu sein schien, und als er näher untersuchte, hielt er blos Kohle in der Hand.

»Nora« war der ungeschliffene Diamant, »die Frau vom Meere« der geschliffene Bergkrystall, »Hedda Gabler« ist Kohle, aber eine schlechte Gattung, die keine Wärme gibt.

Wie wurde Henrik Ibsen, »le célèbre bas-bleuiste«, wie ihn ein ebenso berühmter Landsmann nannte, zum Strindberg'schen Misogyn?

— »Der Mann schuf das Weib — woraus doch?« sagt Nietzsche. »Aus einer Rippe seines Gottes, des Ideals.«

In diesem kleinen Bonmot des großen Lebenskenners, scheint mir, haben wir Alles beisammen, was je vom

Manne über das Weib gesagt, gedacht, gefühlt und gesungen worden ist — die ganze Dichtung des Mannes vom Weibe in nuce.

Alle seine Eitelkeiten und alle seine Bedürfnisse, die zartesten Melodien seiner Seele und die brutalsten Forderungen seiner Sinne, all sein Können und Nichtkönnen, seine ganze Feinheit und seine ganze Dummheit hat der Mann verewigt in seinem Liede vom Weibe.

Das Weib schwieg. Oder wenn es sich hören ließ, so war es nichts Besonderes. In den alten Zeiten erhob es zuweilen ein Gezwitscher wie ein Vogelweibchen — in den neuen Zeiten (man denke an die berühmten Schriftstellerinnen: George Sand, Georges Elliot, Frau Edgren ꝛc.) demoralisirte es den Mann. Und da das Geschlecht der modernen Schriftstellerinnen eine gewisse natürliche Anlage hat sich in Hosen zu bewegen, so kann man sie eigentlich nicht unter die Gruppe »Frauen« rechnen, sondern in eine Uebergangsformation.

Das ganz heile Weib hat sich nie verrathen, es hat nie über sich selbst aus der Schule geplaudert — warum? Das gehört nicht hierher; — es hat geliebt und sich lieben lassen, so gut es konnte, es hat gehaßt und gequält, und das konnte es gut, und sein glücklich-unglücklicher Versuchsgegenstand hat gedichtet und gesungen, gejubelt und gelitten, gesungen und gedichtet...

Darum ist Alles, was der Mann vom Weibe geschrieben, eine Dichtung über des Mannes Vorstellung vom Weibe, ein Ausdruck von dem, was der Mann am Weibe bedarf, beim Weibe sucht, vom Weibe verlangt,

bei ihm findet oder nicht findet, eine Spiegelung des wechselnden Spiels der Mannesseele durch alle Zeiten.

Darum schuf auch jeder Mann, jede Nation, jedes Zeitalter einen bestimmten Typus von Frauen.

Die französische Oberflächenerreglichkeit variirte durch die Jahrhunderte den Typus der saugenden, queckſilbernen Kokette; die beiden großen deutschen Frauendichter Goethe und Keller schufen das unreflectirte, innig-sinnliche Naturkind; John Bull hat seit der Renaissance sich als Mann so gewissenhaft versimpelt, daß er gar keinen weibmenschlichen Typus mehr, nur noch Elfen und ähnliches reines Phantasiezeug zu schaffen vermochte; in der neuen skandinavischen Dichtung sind die Frauen eine internationale Leihsammlung, mit Ausnahme der Strindberg'schen Hyäne und des Ibsen'schen »denkenden Weibes«.

Das Strindberg'sche Weib-Fatum, der grauenhafte Vampyr, der das Blut des in Wollust und Abscheu zuckenden Mannes saugt — ein Bild für eine Max Klinger'sche Radirung, für Félicien Rops' Nachtstück-Mysterien — kann nicht mit Worten ergründet und geschildert werden, kann nicht plastisch veranschaulicht werden — dazu bedarf es des Helldunkels, der wirklich-unwirklichen Körperlichkeit in den Schöpfungen eines großen Malers. Bleibt übrig: das Ibsen'sche Weib.

Und das Ibsen'sche Weib hält jetzt seinen Zug durch Europa.

Grund genug, sie zu betrachten, wie sie vor uns steht in seiner Dichtung — wie sie vor uns steht im Leben.

II.

»Hedda«, Ellida (»Meerfrau«), Rebecca (»Rosmersholm«), Gina, Hedwig (»Wildente«), Frau Alwing (»Gespenster«), »Nora», Petra (»Volksfeind«), Selma (»Bund der Jugend«), Lona (»Stützen der Gesellschaft«), Solveig (»Per Gynt«), Agnes (»Brand«), Schwanhild (»Comödie der Liebe«) — da haben wir Ibsen's Weib-Production, seitdem er Ibsen wurde, er selbst, der Suchende, der Zersetzende, der große Mißtrauer.

Der erste, ganz allgemeine Zug an allen diesen Frauengestalten ist: sie sind unverstanden.

Der zweite, ebenso allgemeine Zug ist: sie sind unverheiratet oder unglücklich verheiratet, d. h. sinnlich unbefriedigt; diese sinnliche Unbefriedigung setzt sich dann jedesmal ebenso ganz im Allgemeinen in geistige Unbefriedigtheit um, ergo haben wir das denkende Weib, das lesende Weib, das sich bildende Weib, mit anderen Worten: die Dame aus der Bourgeoisie, die Zeit hat.

Ibsen's allererste Periode gehörte dem traditionellen, aus Deutschland eingeführten historischen Drama; das romantisch-kritische, lyrisch-dramatische Gedicht (»Brand«, »Per Gynt« mit seinen überlieferten Männerretterinnen, weiblichen Engelsgestalten) schob sich dazwischen; alle seine übrigen Anregungen als Dichter empfing er von der Gesellschaftskritik, näher bestimmt: von der Kritik der Mittelclassen. Er war der Rebell gewordene Bourgeois, der gegen das Fleisch und die Ideale seiner Umwelt die Scorpionengeißel schwang, der Dichter der Bourgeoisie, in dem die Bourgeoisie sich selbst auflöste.

Jede seiner Dichtungen ist die Auflösung eines bürgerlichen Ideals, und jedesmal ist es das Weib der Bourgeoisie, durch das der Auflösungsvorgang ans Licht gestellt wird.

Sein erstes gesellschaftzersetzendes Stück war jene bitterste aller Parodien auf die legitimen Verbindungen, die je geschrieben worden: »die Comödie der Liebe«. Niemals ist das Institut der Ehe lächerlicher gemacht und die Basis des Bürgerthums: seine Ehrbarkeit, unbarmherziger zerzaust worden. Und zugleich ist der Ibsen'sche Grundton für des Mannes Verhältniß zum Weibe, oder was dasselbe ist: des Weibes Verhältniß zum Manne, hier schon hart und sicher angeschlagen. Das Weib kann nicht mit dem Manne leben, mit keinem Manne; Schwanhild, die Falk liebt, gibt sich ihm nicht, weder für heute noch für immer — damit ihre Liebe intact bleibe: sie heiratet einen alten Raisonneur, und Falk zieht tief ergriffen ab und singt ein Lied auf die ewige Jugend.

Es ist die Verneinung des Lebens selbst, die Naturlosigkeit des Einzelnen, der allein stehen will, aus der sich dieses bürgerliche Stück eines Bürgerlichen geformt hat. Ein tiefes, psycho-physisches Krankheitsmoment des Milieus? des Dichters? aller beider?

»Die Stützen der Gesellschaft« sind eine Verherrlichung des Weibes, des Weibes, das allein stehen kann, der alten Jungfer. Es sind drei alte Jungfern in dem Stücke, eine active und zwei passive, die die reine Gottesvorsehung auf Erden sind. Es war wirklich

sehr hübsch von Ibsen, die Vielübersehenen auf den Hochsitz geführt zu haben — aber die Hauptjungfer, Lona, ein wunderliches Mann- und Emancipationsweib, will sich nicht verheiraten, hat einmal eine böse Erfahrung gemacht, will sich nicht selbst dransetzen im schauerlichsten und seligsten aller Wagespiele, will lieber am Ufer stehen und Vorsehung spielen. Selma (»Bund der Jugend«), Petra (»Volksfeind«), Gina, Hedwig (»Wildente«) — vier echte Bourgeoisie-Erzeugnisse; Selma, das Zierpüppchen (Nora im Keim), die Poesie des reichen Kaufmannshauses, wie der reiche Kaufmann Poesie versteht, die nicht länger Poesie sein will und ihrem gutmüthigen Mann, als Alles zusammenbricht, Liebe und Ehe kündigt, weil er sie nicht hat »theilnehmen lassen« an seinen Sorgen und Geschäften; Petra, die erwerbende Tochter eines dürftigen Bürgerhauses, das arme Neutrum, das vergessen hat, daß es Weib ist, und dem gegenüber der junge Mann das Weib in ihr vergißt; Gina (in Ibsen's tiefstem Stück) das Mittagstisch- und Haushaltungsfräulein ohne persönlichen Wahlinstinct, und ihr Kind, die bleichsüchtige, hysterisch-exaltirte Hedwig, echte Wirklichkeitserfassungen und ebenso echte Weibverneinungen in dem innersten Wesenspunkt des Weibes; Nora endlich und Frau Alwing, die beiden großen Ahnfrauen des ganzen Geschlechts der denkenden und lesenden Gattinnen, das in Skandinavien in ihren Spuren emporschoß, Nora, dieses Doppelwesen, in dem die Beobachtung und die Reflexion des Dichters wie zwei getheilte Stämme nebeneinander wachsen, und Frau Alwing, in der Ibsen

selbst sich als Weib verkleidete, sie sind, jede einzeln und alle zusammen, die Freimachung des Weibes vom Hause, das durchschnittene Tischtuch auf dem bürgerlichen Tisch, die aufbrechende Fäulniß der bürgerlichen Ehe, die edlen Frauen, die an den schlechten Männern zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht die *starken* Frauen wären, die sich von den *schwachen* Männern losreißen und als Folge der einen naturwidrigen Seite dieses Vorgangs, wie weiland Daphne in einen Lorbeer auf ihrer Flucht vor dem Mann verwandelt ward, in Neutra verwandelt werden auf ihrer Flucht vor der Ehe.

Bis hieher hatte Ibsen's Dichtung zwei Seiten, die in scharfem Gegensatz zu einander standen: die eine ganz verneinend, pessimistisch, richtend, war lauter Blätter im Schuldbuch des Bürgerthums als Gesellschaftsclasse, als *die* Gesellschaftsclasse, welche die herrschende ist, und welche er zugleich, auf Grund ihres moralischen Bankerotts, als die zerfallende betrachtet. Der Ort der Handlung ist immer ein erfundener, kosmopolitisch gefärbter; daß die handelnden Personen auf dem Continent für so norwegisch gelten, ist nicht Ibsen's Schuld, er hatte sie, als geborener Norweger und späterer Einsiedler, kosmopolitisch genug angelegt. Die andere Seite ist ganz positiv, ganz Gläubigkeit als Ausgangs- und Zielpunkt: — die Verherrlichung des Weibes als Gefäß des Guten, als Gesellschaftsretterin, als das Gewissen des Mannes.

Da kam die »Wildente«: Die schärfste Personencharakteristik und der schwankendste Grund. Man wußte nicht mehr, wo man den Dichter hatte. Gregers Werle,

der mit moralischen Forderungen in Tagelöhnerwohnungen rennt, die Lebenslüge, die auch ihre moralische Bedeutung hat, — das war Ibsen selbst, der über Ibsen Gerichtstag hielt. Und wie ein Antlitz, das sich in trübem Wasser spiegelt und verzerrt, glitten die Frauengestalten Gina und Hedwig an Einem vorüber. Lauter arme geplagte schuldig-unschuldige Menschen, keine Ideale, keine Moraltrompeten. »Die Wildente« war Ibsen's Mannesthat.

Ein paar Jahre später kam »Rosmersholm«. Ein Stutzen durch die ganze Linie der umschmeichelten Frauen und ihrer Schmeichler. Keine Gesellschaft mehr, die durchgehechelt, kein Weib mehr, das verherrlicht wird! Das bürgerliche Milieu steht nicht mehr im ersten Plan, es verblaßt zur Hintergrunddecoration; den ganzen Raum nehmen zwei Menschen ein, zwei Persönlichkeiten schlechtweg: ein Mann und ein Weib in ihrem Kampf um und gegen einander. Und der Mann ist eine Adelsnatur, fein, schwach, von verletzlicher Vornehmheit, das Weib eine Plebejerin von Geburt und Seele, grobkörnig und rücksichtslos, zur Verbrecherin veranlagt. Auch hier der schwache Mann und das starke Weib — aber wie anders fallen Licht und Schatten.

Doch eins wirft der Dichter in die Wage des Weibes und bringt sie zum Sinken: das Weib ist muthig und tüchtig zum Leben, der Mann ist feig und lebensunfähig.

— Und es kam die »Meerfrau«.

Man stutzte, man fragte sich: Was ist das?

Das ist ein Stück zur Verherrlichung der wahren Ehe, sagten getrost die Ibsenverehrerinnen und weinten.

Hm! Diese hysterische Frau Ellida, die unaufhörlich auf einen Anderen wartet und mit ihrem Mann in einer platonischen Ehe lebt, die zum Schluß in eine Gemeinschaft zur Erziehung der — sehr erwachsenen — Stieftöchter verwandelt wird — das sieht doch eher wie eine Zergliederung des Weibes aus. Was thut Frau Ellida? Sie schwärmt muthig, sie träumt groß — und als der Geträumte vor ihr steht, und als das große Glück kommt, das immer zugleich die große Gefahr ist — da erkennt sie ihn nicht, da graut ihr vor ihm, und sie sucht Schutz bei ihrer sicheren, angetrauten Nachtmütze, dem guten, geduldigen Wangel.

Sieht man nicht Ibsen hinter der Brille ein Auge zukneifen und mit dem anderen zwinkern?

III.

— Eine Grundlehre, worauf die Verherrlichung des Weibes in seiner Dichtung sich aufbaute, war: das Weib ist edel.

Nora ist edel — aber Rebecca ist nicht edel.

Eine andere Grundlehre war: das Weib ist muthig und lebenstüchtig.

Rebecca ist muthig — aber Ellida ist feig.

— Und es wurde »Hedda Gabler«.

Hedda Gabler ist, was man in der älteren Sprache einen »Drachen« nannte. Alles, was sie thut und sagt, ihr Lächeln und ihr Liebeln ist Bosheit — sie ist von

einer ewigen Schadenluſt geplagt, es iſt ein ohnmächtiges, feiges Lebensverlangen in ihr, das ſich unabläſſig in einen neidiſchen Lebenshaß verwandelt, einen Lebenshaß, der ſich bis auf die Frucht in ihrem Schoß erſtreckt.

Aber ſie iſt noch mehr; ſie iſt ein Symbol.

Ibſen hat den Faden wieder aufgenommen, den er ſeit der »Wildente« liegen ließ. Hedda Gabler iſt die Tochter der höheren Bourgeoiſie, jener Bourgoiſie, von deren Bankerott ſeine Geſellſchaftsdramen handelten. Hedda Gabler iſt die an Seele, Muth, Inhalt bankerotte Tochter eines bankerotten Standes, eine hohle Form für eine äußerliche Lebensregel, die Unfruchtbarkeit einer erſchöpften Claſſe, als Weib verkleidet.

Hedda Gabler iſt aber noch etwas.

Sie iſt die Kehrſeite von Frau Alwing. Frau Alwing iſt das gute Weib, das beſtimmt war, an den Männern zu verderben, Hedda Gabler iſt das böſe Weib, an dem die Männer verderben.

Und noch eins iſt Hedda Gabler. Sie iſt die Auflöſung des Weibes als »Ideal«, des Ibſen'ſchen Ideals, das er im Weibe verkörperte, des abſoluten Guten, Starken, Klugen, Reinen, Muthigen ꝛc., zu deſſen Trägerinnen er die Frauen in ſeinen Dichtungen machte; ſie iſt die Abſagung an die Kniebeugungen vor dem Weibe; ſie iſt die Abſage an die Frauengarde, die er ſich ſelbſt im Norden großgezogen, die Frauenrechtlerinnen und Mannbekämpferinnen, die Eheunluſtigen und Liebeverleugnerinnen, die Mißform des modernen Weibes, zuſammengedrängt in Hedda, die die Frucht in ihrem Schoß haßt und verleugnet.

Darum wurde es so unheimlich still im Norden, als der große Prophet, le célèbre bas-bleuiste, anfing, mit Zungen zu reden. — — — — — — — —

— Ueberblickt man Ibsen's Lebensarbeit, so kann man sagen: er hat jedes Ideal seiner Zeit, das er ergriffen hat, aufgelöst. Er ergriff den absoluten Glauben, den christlichen Grundgedanken in »Brand« — und löste ihn auf. Er ergriff die romantische Willkür in einer Spießbürgerseele in »Per Gynt« — und löste sie auf. Er ergriff die Gesellschaftsordnung in seinen socialen Dramen und löste sie auf. Er ergriff das Weib — —

Ibsen ist kein Erotiker und er wußte instinctiv wenig vom Weibe. Es ist für ihn als solches keine Anziehung, es ist für ihn ein Begriff und eine Figur im Brettspiel. Und er fing an die Figur hin- und herzuschieben. Seine ersten Frauen waren dialektische Gespenster. Er kannte das Weib noch nicht hinreichend durch eigene Anschauung, darum formte er es nach der literarischen Ueberlieferung, d. h. nach den Dichtungen früherer Geschlechter vom Weibe; so entstand die Verherrlichung der Mutterliebe (Agnes in »Brand«), die Verherrlichung des Wartens (Solveig in »Per Gynt«), Dichtungen voll poetischer Schönheit, denn Ibsen war in seiner Jugend ein großer Lyriker.

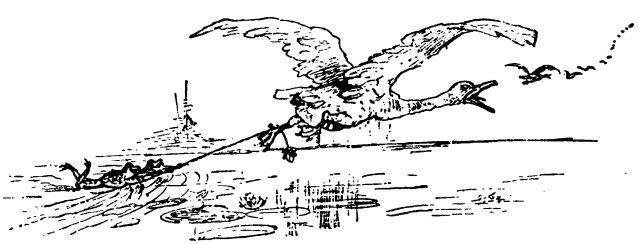
Seine socialen Dichtungen gingen von der Unzufriedenheit aus, und er suchte und fand das unzufriedene Weib. Hierbei ist seine Schaffensweise beachtenswerth. Seine Männergestalten sind bunt, aber bei seinen Frauen und seinen Sentenzen liegt die Entwicklung auf

der Hand. In einem seiner frühesten Stücke (»Bund der Jugend«) enthält Selma schon »Nora« im Keim, Petra ist wie eine Photographie nach Lona, Dr. Rank wird später zu Oswald, Frau Alwing ist das Temperament, das sich zu Rebecca auswächst, sie steht vor der Möglichkeit des Mordes zweifelnd, Rebecca begeht ihn — beide ohne moralischen Schauder. Aber zugleich hat in Frau Alwing die Frauenverherrlichung ihren Höhepunkt erreicht, und wie sie sich vorher in der Begründung der weiblichen Handlungen in aufsteigender Linie bewegt, bewegt sie sich jetzt in absteigender. Auf Rebecca folgt »die Frau vom Meere«, auf »die Frau vom Meere« »Hedda« — Baisse, Baisse, Baisse. Es ist speciell immer eine Eigenschaft (wie ich oben angedeutet), die Ibsen von der einen Gestalt in die andere hinübernimmt und dann durch eine Reihe von Gestalten entweder steigert, oder auflöst. Z. B. Rebecca lebensverlangend und muthig, Ellida lebensdurstig, aber nicht muthig, Hedda nicht mehr muthig und nicht mehr lebensdurstig, sondern feig und neugierig. Und in jeder läßt er ein Stückchen Ideal übrig, das in der nächsten zersetzt wird; das letzte Flickchen Idealität, das Hedda dem nächsten Stück vermacht ist: »in Schönheit sterben«. Aber »Baumeister Solneß'« Tod ist nicht mehr »schön«.

Der constructive Weg, auf dem Ibsen's Gestalten entstehen, deckt sich damit auf. —

— Doch ist alle Mannesdichtung über das Weib Vorstellung des Mannes vom Weibe und Bedürfniß des Mannes nach dem Weibe, so ist das, was das Weib

über sich geschrieben liest, Richtschnur für das Weib zu werden, wie der Mann es sich denkt. Es ist des Weibes Natur, sich in eine Form zu prägen und nach einer Form zu verlangen, in die es sich prägen könne. Wohlgemerkt, das ist und bleibt immer nur eine Oberflächenprägung in der Art sich zu geben, zu reden, zu denken, zu reagiren, zu fordern. Was auf dem Grunde liegt, das folgt ganz anderen Gesetzen, die selten vor den Augen des Mannes sichtbar werden. Und so geschah es, daß Ibsen, der seine Frauengestalten nicht aus dem Leben griff, seine Lonas und Noras und Rebeccas nach etlichen Jahren sich im Leben entgegenkommen sah; die Lonas gründeten höhere weibliche Fortbildungsschulen, wurden und erzogen Studentinnen, die Noras wurden Schriftstellerinnen und verfaßten eine reichlich strömende Entrüstungsliteratur über den Mann, und die Rebeccas nahmen sich mit Recht des dreißigjährigen Mädchens ans Leben den Mann, den sie glücklich zu machen für würdig hielten.



Björnstjerne Björnson

Der Priester der „Reinheit".

I.

Ich sah Björnson zum ersten Male im Frühling 1886 in Paris. Er wohnte dort mit Frau und Töchtern, der Mittelpunkt der ganzen skandinavischen Colonie, in einer stillen Seitenstraße unweit des Bois de Boulogne, wo er seinen täglichen Vormittagsspaziergang machte. Als ich ihn aufsuchte, empfing mich zuerst seine Frau, eine dunkeläugige, noch schöne Bergenserin mit kurzgeschnittenem grauem Haare, und schien mit mir die übliche Viertelstunde verplaudern zu wollen, da Björnson arbeitete und nicht gestört werden durfte. Alsbald aber öffnete sich die Thüre zum Nebenzimmer, ein gewaltiger graubuschiger Kopf streckte sich hervor: eine colossale Stirn, kleine, scharfe, feuchtblitzende Augen hinter der Brille, ein großer, krummer, vorspringender Haken als Nase und ein paar dünne, vor Jähzorn und Energie zitternde Lippen — aber im nächsten Augenblicke erweichte sich

diese bedrohliche Totalität in einem gewinnenden Lächeln, und nun kam der ganze Mann zum Vorschein, eine Bärengestalt, nicht mehr als mittelgroß, aber mit Schultern, Armen und Beinen, die den Eindruck einer ungeheuren Muskelkraft machten. Dieser Körper und dies Temperament bedurften es sich herumzuhauen, um leben zu können; das war der erste Eindruck, den man empfing; und dieser colossale Muskelmensch war nicht geschaffen, die feinsten und verborgensten Probleme des Lebens herauszufühlen und anzufassen, das war der zweite Eindruck. Zugleich verstand man seine Popularität: dieser geniale Bär hatte etwas bestechend Gesundes, Gerades, Bezwingendes; er repräsentirte den Urtypus des Mannes, den Häuptling, dem alle Heerdennaturen nachfolgen und bei dessen Anblick den Weibern heiß und kalt wird. Björnson ist keine in Abstand haltende Natur — bei solchen Muskeln hat er's nicht nöthig — und bei seiner Mittheilsamkeit und seinem Redebedürfniß kommt man ihm an einem Tage so nahe, wie Anderen in einem Jahre. Er forderte mich auf, an seinem Morgenspaziergange im Bois theilzunehmen, entledigte sich seines kolossalen Wagner-Baretts, das sein schönhaariges Haupt mehr zu zieren als zu erwärmen bestimmt schien, und trat seinen Weg in einer fast dandymäßigen Eleganz an, die an deutschen Dichtern und Denkern gänzlich unbekannt ist. Die Skandinaven legen ja durchschnittlich ein viel größeres Gewicht auf Kleidung als die Deutschen; Björnson aber enthielt mir auch seinen persönlichen Grund nicht vor und sagte, während er das seidene

Futter seines Ueberziehers nach außen schlug: Sehen Sie, ich habe Freude an schönen Kleidern; wenn ich vom Schneider einen neuen Anzug erhalten habe, kann ich einen halben Tag vor dem Spiegel stehen, aber dabei vergesse ich keinen Augenblick die großen Culturaufgaben, an die wir uns mit unserer Schulterkraft zu stemmen haben.

Wir gingen über die Place de l'étoile, und Björnson fing an von diesen Aufgaben zu reden. Er redete laut, mit dröhnender Stimme, als hätte er eine Volksversammlung um sich herum. Omnibusse rasselten vorbei, leichte, elegante Wagen flogen auf Gummirädern dicht an uns vorüber, Reiter kamen aus dem Bois — überall galt es hinzusehen, auszuweichen, aufzupassen, ein Gewimmel von Fußgängern machte Einen confus; für Björnson spielte das Alles keine Rolle, er hatte sich allmälig in Hitze geredet, seine Stimme bebte, seine Augen funkelten hinter Thränen, die Vorübergehenden fingen an stehen zu bleiben und sich nach der ungewöhnlichen Bärengestalt mit dem unter dem Cylinder colossal breiten frischrothen Gesicht und dem nagelneuen Anzug umzusehen. Aber Björnson war vom Hause her gewohnt, daß man sich nach ihm umsah und ließ sich dadurch nicht stören. Im Vorübergehen schrie er einen kleinen, verkümmert aussehenden Landsmann an und gab ihm ein Herzenswort auf den Weg; ein englischer Bibelverkäufer wanderte vorbei, hörte die fremde Sprache und bot ihm das Wort Gottes an. Björnson erinnerte sich, daß er keine Bibel besaß, und fing eine weitläufige

und beschwerliche Unterhaltung mit dem Manne an, die damit endete, daß er ihn zu sich bestellte, um ihm bei Gelegenheit zu Hause eine Bibel abzukaufen. Schließlich gelangten wir ins Bois. Wir gingen zwischen den duftenden Akazien hin, an der Cascade und den geschlängelten Seen vorüber, gingen und gingen, den Frühlingszauber dieser halbsüdlichen Landschaft um uns herum, in die süße Schwermuth und die wohlige Ermattung, die der Vorfrühling in Paris mit sich bringt, hinein. Aber Björnson fühlte weder Schwermuth noch Ermattung. Aufgeregt und eine physische Energie ausstrahlend, als hätte er ganze Ladungen einer elektrischen Batterie in sich, sprach er von dem Probleme, wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib sich zu gestalten habe. Sein großer Roman: »In Stadt und Hafen wird geflaggt« (deutsch: Thomas Rendalen) war vor nicht langer Zeit erschienen, und das Anfangscapitel von: »Auf Gottes Wegen« war eben fertig geworden. Er bekannte, daß er früher nicht gewußt habe, um was es sich handelte, er habe nicht physiologische Kenntnisse genug dazu gehabt. Er habe in seiner ganzen Production das Verhältniß zwischen Mann und Weib noch in der alten Weise als etwas auf dem physischen Bedürfniß Begründetes aufgefaßt, worüber kein Wort zu verlieren sei. Aber der moderne Mensch will das nicht mehr. »Nein, er will das nicht mehr,« sagte er mit dröhnend zitternder Stimme. »Er will darüber hinaus. Die besten Männer und die besten Frauen haben jetzt andere Aufgaben, sie erkennen die Aufgabe, bei der Veredlung

des Menschengeschlechtes Hand in Hand zu wirken. Sie wollen das nicht mehr, sie wollen eine höhere Verbindung zwischen einander. Und sie werden immer mehrere. Alle die besten Männer und Frauen sind einig darin, und die Zahl der Besten wächst mit der wachsenden Erkenntniß. Und die Zeit wird kommen, wo das die natürliche Form der Beziehungen zwischen edlen Männern und Frauen sein wird, daß sie nichts Anderes wollen, als eine geistige Vereinigung«.

Ich schwieg betroffen. Diese Lehre gefiel mir nicht, und in dem Munde dieses vierschrötigen Riesen war sie, milde gesagt, etwas wunderlich. Björnson verhielt sich eine Weile still, ich auch. Als die Pause verstrichen war, die sonst seine Zuhörer mit einem beifälligen Gemurmel auszufüllen pflegen, fing er belehrend an:

»Ich dachte mir das auch nicht früher. In meiner Jugend lebte ich wie Andere. Aber ich wußte es nicht besser. Keiner sagte es mir. Hätte ich damals gewußt, was ich jetzt weiß — ich hätte es nicht gethan. Aber vor ein paar Jahren war ich in Amerika. Und dort sind sie weiter als hier. Und dort sprach ich mit amerikanischen Aerztinnen. Und die gaben mir Klarheit darüber. Die haben mir's deutlich und anschaulich aufgezeichnet. Die Kraft geht hierhin oder dorthin. Ins Gehirn oder in — die Fortpflanzung. Es ist immer nur ein bestimmtes Maß vorhanden, es kommt nur darauf an, wo sie localisirt wird. Zum Höchsten oder zum Niedrigsten, die haben es mir klar und anschaulich gemacht. Es ist kein Muß, es ist kein

Naturzwang. Das ist nur lockeres Gerede. Und das Weib muß den Anfang machen sich gegen seine Herabziehung aufzulehnen. Weib muß sich mit Weib verbinden und sich einander die Hand reichen. Ihr müßt Euch unter einander stützen, dann könnt Ihr den Männern vorschreiben. Das ist nur Lockerheit, das Gerede von dem Nichtkönnen. Z. B. Sie,« wandte er sich unverhofft an meine Person, »Sie sind frisch und stark. Haben Sie Anfechtungen gehabt?«

Ich versicherte ihm selbstverständlich, daß ich keine gehabt hatte. Ich konnte es mit um so besserem Gewissen, da offenbar nur eine sehr grobe Form gemeint war.

Björnson nahm mich nach Hause mit und gab mir seinen »Handschuh« in Fräulein Klingenfeld's deutscher Uebersetzung und seiner neuen strengeren Bearbeitung zur Lectüre mit. Wir sahen uns noch öfters, aber ohne daß ich je wieder in einem so langen Gespräch unter vier Augen Zuhörerin war. Ich war doch nicht der rechte Resonnanzboden. Ich muß noch zur Aufklärung etwaiger verwunderter Leser hinzufügen, daß solche Unterhaltungen in den Jahren der Sittlichkeitsbewegung im Norden häufig waren.

Ein Jahr später war ich in Kopenhagen, als Björnson's große Sittlichkeitstournée angekündigt wurde. Es war einer der größten Theatersäle Kopenhagens, wo er sprach. Vom Lande waren Schaaren »aufgeklärter« Bauern gekommen, die sich in ihren schwarzen Halstüchern und kurzen Backenbärten schwerfällig und

fremd durch die Parquetreihen zwischen Kopenhagener Elegants und würdigen Damen reiferen Alters drängten. Der große Raum war zum Brechen voll. Ich hatte ein Billet zu dem Festabend, den ein Ausschuß der Kopenhagener »Fortschrittsfrauen«, die Kerntruppe der Emancipation, Björnson gab, und wollte nach dem Vortrag dahingehen.

Björnson erschien. Auf der Bühne, vor dem herabgelassenen Vorhang, stand ein Katheder und er bestieg es. Er stand da wie ein aufrechter Löwe, mit gesträubter, eisgrauer Mähne, die Augen zusammengekniffen, die Lippen zusammengekniffen, die verkörperte fanatische Energie, le mâle für die Massen. Er fing an zu sprechen. Er donnerte und säuselte, die Worte fielen hart wie Steine, dann bebten Thränen in seiner Stimme, er befahl, und er überredete, er war Gelehrter, Seelsorger, Prophet und Büttel. Auf die Kopenhagener wirkte das Alles nicht besonders tief. Sie applaudirten ihm passend, — aber die Dänen fühlen sich, und nicht nur in den höheren Gesellschaftsschichten, doch zu sehr als ästhetisch-kritische Geister, als Träger einer alten, verfeinerten Cultur, um je auf die einfacheren norwegischen Mittel anzubeißen. Später aber bereiste Björnson die Provinzstädte und Landflecken in ganz Skandinavien und säete überall seine Saat, und sie ging reichlich auf.

Ich ging nach dem Vortrage nach Hause, enttäuscht und verstimmt. Es hat Alles so hohl geklungen und vor Allem — es war Alles der Vergangenheit dieses großen Dichters und den Erwartungen, die gerade

jetzt die besten Geister der drei Länder auf ihn setzten, den Hoffnungen, die sich in der jungen Generation an ihn — und nur an ihn knüpfen konnten — so wenig entsprechend. Mir graute vor den Reden, mit denen die Wortführerinnen eines Dutzends alter Mädchen und eines zweiten Dutzends unbefriedigter Frauen ihn nach dieser That feiern würden. Der Vortrag, den er »Einheirat und Vielheirat« nannte, und der in Deutschland unter dem Titel »Monogamie und Polygamie« bekannt ist, war der Scheideweg, an dem sein Gestern zu seinem Morgen das: »Bis hierher und nicht weiter« gesprochen.

Für die Kopenhagener war er zu kraß und zu pathetisch gewesen. Aber je weiter er an kleineren Orten und ferneren Culturpunkten herumkam, desto mehr wirkte diese Kraßheit und dies Pathos, und da von dieser Tournée an ein Umschlag in der Moralauffassung der Skandinaven stattfand, ein Umschlag, dessen Träger und Trägerinnen alsbald das Familien- und das öffentliche Leben beherrschten, ein Umschlag, der auftrat mit der Macht einer Zeitdisposition, deren Sprachrohr Björnson gewesen, und da diese Zeitdisposition in Deutschland auch immer mehr Boden gewinnt und sich immer sicherer hervorwagt — um so sicherer, je mehr sie sich bewußt wird, Ausdruck einer Classenempfindung zu sein — so bedarf sie auch hier der näheren Erörterung.

Wovon handelte Björnson's Vortrag?

Er war — mehr ins Einzelne durchgeführt — eine Wiederholung jenes Gespräches im Bois de Boulogne, nur in größerer Verallgemeinerung desselben;

denn er handelte nicht mehr von edlen Männern und edlen Frauen, sondern von allen Männern und allen Frauen. Er hatte zwei Grundlehren, von denen er ausging: die völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, resp. der Ehefrau mit dem Ehemanne, und die unbedingte Anpassungsfähigkeit der Säugethiere.

Ob letztere in die deutsche Ausgabe des Vortrages: »Monogamie und Polygamie« mit aufgenommen ist, weiß ich nicht, da ich ihn nicht zur Hand habe. In seiner Tournée aber stützte Björnson die beabsichtigte Reform des Geschlechtslebens, außer auf die Aussprüche amerikanischer Aerztinnen, auf folgende Anekdote: er traf einen Mann, der hatte einen großen Käfig, in dem hielt er einen Hund, eine Katze, eine Ratte, eine Maus und einen Vogel. Er fütterte sie alle gut und lehrte sie durch Erziehung die natürlichen Instincte der Feindschaft überwinden und friedlich miteinander auskommen. »Und sie gediehen alle so gut, so gut, und hatten einander so lieb, so lieb.« Das Charakteristische an dieser Geschichte, woran Björnson jedenfalls selbst nicht gedacht hat, ist: der Käfig und die Hausthiere. Es ist bekannt, wie sorgsam in zoologischen Gärten die reißenden und die friedlichen Thiere von einander getrennt gehalten werden, da letztere, auch ohne erstere zu sehen, an dem bloßen Geruche derselben verkümmern und zu Grunde gehen. Aber Björnson setzt zunächst als gegeben den Käfig voraus: den großen Käfig der Gesellschaft und in ihm lauter generationenlang gezähmte, in ihren Instincten abgestumpfte und faul gewordene Hausthiere und Haus-

parasiten. Zu satt, zu faul und zu degenerirt um miteinander zu kämpfen, vegetiren die lieben Thierchen instinctlos neben einander hin, was gutgenährte Hausthiere sogar auch ohne Käfig zu thun pflegen. Und mit einem kühnen logischen Salto mortale wendet er dies Verhältniß auf die centralste und complicirteste Beziehung der Menschen zu einander, die sexuelle, an. Wenn sogar die unvernünftigen Thiere ihren eingeborenen Instinkten zu entsagen vermögen, folgert er, warum sollte der Mensch nicht auch durch vernünftiges Zureden, Beispiel und generationenlange Erziehung dazu gebracht werden können, seinen stärksten Trieb moralischen Vorschriften anzupassen und endlich das christliche Ideal, die reine Geschlechtslosigkeit zu erreichen? Ist die Jungfrau der »gebildeten Classen« nicht rein? Haben wir nicht viele Millionen reiner alter Jungfern? Warum sollen wir denn nicht reine alte Junggesellen, oder reine junge Junggesellen haben können? Auf ihr Weiber, streikt, weigert Euch, »die Waschanstalt für schmutzige Männer zu sein«! Vor diesem Vortrage hatte Björnson dieses Thema schon zweimal behandelt: in »Thomas Rendalen« (»Es wird geflaggt«) und im »Handschuh«, der in Deutschland bekannter ist. Und in beiden Werken proclamirte er, daß es nur eine Moral für Mann und Weib gebe, — die Moral des Weibes.

Und die skandinavische Frauenemancipation taufte sich auf seinen Namen und auf sein Bekenntniß. Das Leben, das Temperament und der Kraftüberschuß des Mannes wurde unter den Horizont des Weibes gebracht,

und das ewig Active sollte sich ummodeln lassen von dem ewig Passiven, weil Letzteres statistisch in der Mehrheit war.

Zur selben Zeit, als Björnson diese Rede hielt und diese Bücher schrieb, stand jene andere Bewegung im Norden auf ihrem Höhepunkt, die von ihren Gegnern und den emancipirten Bürgerstöchtern als »freie Liebe« bezeichnet wurde. Ihre Führer waren Arne Garborg und Hans Jäger und sie plaidirten im Allgemeinen für das socialistische Ideal: die Gesellschaftsverhältnisse seien so zu ordnen, daß die Prostitution unnöthig würde, weil Männlein und Weiblein zeitig genug zu einander kommen könnten, und die Ehe nicht länger ein Sacrament sei. Beide Parteien wollten also die Prostitution abschaffen, ein Uebel, von dem man in Deutschland nicht laut redet, für dessen Ausrottung sich aber auch hier die noch in den Windeln liegende Frauenemancipation lebhaft interessirt. Die Garborg-Jäger'sche Richtung aber wollte es durch die ökonomische Ermöglichung früher, aus Liebe geschlossener Verbindungen, die Björnson-frauenrechtlerische Richtung wollte es durch — Kasteiung des Fleisches.

Kein Thema hat im Norden ein so ungeheures, anhaltendes und allseitiges Interesse gefunden wie dieses. Unter dem Druck von Björnson's Autorität gerieth die nordische Frauenemancipation in eine ausgesprochen mannfeindliche Richtung, ja sie führte in Schweden in der Literatur und dem öffentlichen Leben zu einer wahren, pietistisch gefärbten Weiberherrschaft. Und wird die Emancipation in Deutschland einmal in die Posten des

weichenden Militarismus einrücken, so wird, dafür sind die Anzeichen vorhanden, auch hier der Geist Björnson's über ihr sein.

Wie aber war es möglich, daß diese massiv männliche Natur, dieser ungestüm vorwärtsdrängende große Dichter sich in die Sackgasse der christlichen Askese, in die Schlupfwinkel der Degeneration verirrte und — da die Jahre, wo der Mensch stabil wird, gekommen waren — nicht wieder herausfand?

Hier ist die Stelle, wo alle die vielen Fäden, in denen sich das Björnson'sche Leben auseinanderspann, zu einem Knotenpunkt zusammenlaufen, von wo man zu allen Stationen seines Schaffens und von ihnen zurück wieder in den Mittelpunkt seines Wesens gelangt.

In seinen Lebensphasen rollte sich ein Stück Zeitgeschichte und Classenbiographie ab, gipfelt in ihm, läuft in ihm aus und findet in ihm ihr Ende. Der Typus der politisch und social im Norden herrschenden Kleinbürgerlichkeit ist in ihm scharf geschnitten ausgeprägt wie in einer Broncemedaille.

Ehe wir aber auf dies Capitel kommen, betrachten wir seinen Entwicklungsgang und seine gegenwärtige Geltung bei seinem Volk.

II.

Man kann nicht sagen, daß Björnson in der Bürgerclasse eine kritiklose Anerkennung findet. Kein Prophet ist angesehen in seinem Vaterlande. Die agitatorischen Naturen wirken immer am stärksten auf die nächste

Gesellschaftsstufe unter ihnen. Darum hat auch Björnson seine größte geistige Wirkung auf die skandinavischen Bauern und die Frauen ausgeübt.

Ich reiste vor einigen Jahren in Norwegen: zu Fuß und mit dem nationalen Beförderungsmittel, den Skyds. Es ging langsam, aber es brachte mich in eine Menge zufälliger Berührungen mit den Landessöhnen. Bald traf ich einen Bauern auf dem Heimweg von seinem Säter nach seinem Hofe, der sich bereit fand stundenlang mein Führer zu sein und mir dabei mit würdiger Zurückhaltung Einblicke in seine Bewunderung für Björnson als politischen Redner gestattete, bald mußte ich in einer Skydstation auf Pferde warten und betrachtete unterdessen in der engen Stube des Skydsvorstehers ein kleines Bücherbrett über seinem Schreibtisch, auf dem Björnson's Werke fast complet standen. Bald fragte der neben mir sitzende Skydskerl selbst, ob ich Björnson kenne? Alle die wandernden Lehrerinnen und Buchhalterinnen, die mit dem Ranzen auf dem Rücken ihre heimischen Gebirge in strammen Dauermärschen durchzogen, führten seinen Namen auf den Lippen und seine Bücher im Herzen — nur von zwei Büchern, den beiden Dramen, wo Björnson's Genie am hellsten und reinsten leuchtet, dem »König« und »Ueber Vermögen«, war nie die Rede, das war Caviar für's Volk. Und als ich hoch oben, am Fuße des Skineggen, mitten in Jötunheimen zwischen ewigem Schnee, einen alten hageren Valdresbauern, der dort die sechs Sommerwochen lang das Touristenhaus hielt,

fragte, wie ich von hier am nächsten zu Björnson kommen könne, antwortete er beifällig: »Du kennst Björnson, Du bist ein aufgeklärtes Frauenzimmer. Wende Dich nur an mich, ich werde Dir Alles sagen, was Du wissen willst«. Er ging hinein und holte die große Gebirgskarte von Norwegen, breitete sie zwischen sich und mir über den kurzen Weidekräutern aus, fuhr mit dem Finger darauf hin und her, hinüber in's Gudbrandsdal und dort nach Süden, machte an einem Punkt Station und sagte: »Hier liegt Aulestad, Björnson's Hof. Da dürfen Alle hinein, die wollen, Du auch.« Und nun begann eine lange Auseinandersetzung darüber, wie und warum der Bauer Björnson schätze, daß er ein »volklicher Mann« sei, ein Mann, der »geradeaus« geht; und was für beschwerliche Fahrten er und seine Nachbarn gemacht hätten, um ihn, weit weg von ihrem Heimsitz, hier oder dort, auf einer Volksversammlung zu hören. Und weit von da, im behäbigen Dänemark, wo die Bauern kurz und rund, aber nicht weniger eifrige Zeitungsleser und Politiker als die norwegischen Bauern sind, ertheilte mir ein selbstsicherer Sören Sörensen in einem Eisenbahncoupé dritter Classe auch das ehrende Prädicat eines »aufgeklärten Frauenzimmers«, weil ich ihn meine Bekanntschaft mit Björnson merken ließ. Björnson's Name, das ist ein sicherer Empfehlungsbrief in den drei skandinavischen Bauernländern. Und noch nicht lange ist es her, als er am Himmelberg auf Jütland für Schiedsgerichte, allgemeine Entwaffnung und Völkerfrieden redete und schlau, wie er zu handeln pflegt, die Pastoren, seine alten Wider-

sacher, zur Mithilfe am Friedenswerk im Namen ihrer Religion herbeirief, da hatte sein Name vermocht in einem Jahr der Schlaffheit und Entmuthigung für das dänische Volk 30.000 Zuhörer um sich zu versammeln. Worauf beruht diese ungeheure persönliche Macht?

Ich will es hier gleich in zwei Sätze aussprechen. Sie beruht darauf, daß der Bauernstand sein eigen Fleisch und Blut in ihm erkennt und daß er den Bürgerstand stimulirt. Im Norden haben sich die mitteleuropäischen Classengruppirungen zu einer ganz leicht überschaulichen Form vereinfacht. Es gibt keine Socialdemokratie und keinen Großindustrialismus, an ihrer Stelle stehen der als politische Macht festorganisirte Bauernstand und die den ganzen Beamtenstand und die Regierungsmaschinerie liefernde Kleinbourgeoisie — die Kleinstaaten-Bourgeoisie. Aus dem Bauernstand ging Björnson selbst hervor und in die Bourgeoisie in jungen Jahren über. Von den späteren Generationen Bauernsöhne, die Dichter wurden, ging keiner mehr in die Bourgeoisie über, sie gingen Alle über die Bourgeoisie weg. Björnson ist im Norden der Einzige, der diese eigenthümliche Mittelstellung einnimmt. Dagegen geht jährlich ein nicht unbedeutender Procentsatz des Bauernstandes: Pastoren, Gymnasiallehrer, Aerzte, Juristen, Kaufleute gewordene Bauernsöhne — ja, auch einfache reiche Bauerngutsbesitzer, in die Bourgeoisie über, weil das feiner ist. Die nordische Bourgeoisie nun aber, die Kleinstaaten-Bourgeoisie, stellt den Typus der sich überall in allen europäischen Ländern vollziehenden Decadence des Bürgerthums vielleicht am

reinsten dar, wie der skandinavische Bauernstand, mit einem ganz anders gesunden Kraftfond als die Socialdemokratie, die zur Macht aufsteigende Classe verkörpert. Diese skandinavische Bourgeoisie mit ihrem engen, nur von den letzten Wellen der ausrollenden europäischen 48er Bewegung berührten Horizont, mit ihrer beamtenmäßigen Selbstzufriedenheit, ihrer Moralschnüffelei, ihrer Anständigkeitsmanie, ihrer ruhebedürftigen Stagnation, ihrer Kleinlichkeit und sexuellen Verkümmertheit und Verheuchelteit hat Ibsen in seinem ganzen Leben mit Scorpionen gezüchtigt — Ibsen, der revolutionär gewordene Bourgeois; Björnson, der Bauernsohn, hat sein halbes Leben lang in seinen Reformdichtungen gegen sie polemisirt, ihre Lebensanschauung — die bürgerliche Lebensanschauung — aber doch immer als höchste Norm betrachtet.

Ibsen nahm »Hedda Gabler«, die in Deutschland wenig verstanden worden ist, die Tochter des als ewig komisch betrachteten Militärs, denn das höhere norwegische Militär ist die beliebte Versorgungsstätte der decadirenden Söhne des decadenten Beamtenthums, und es hat sich noch kürzlich bei den norwegischen Herbstmanövern erwiesen, daß der norwegische Bauer-Soldat Alles, die Commandirenden wenig leisten können, — also Ibsen nahm diese höhere Beamtentochter mit der höheren Beamtenmoral und analysirte sie auf als das, was sie war, ein geschlechtsloses Nichts, das sich dumm verkauft, das die Frucht in ihrem Schoße verabscheut und von der Weibnatur nichts mehr, als die ohn-

mächtige lüsterne Neugier übrig hat; und er wirft sie zu den Todten mit einer todten ästhetischen Formel in ihrem Munde — er nimmt sie und formulirt ihr ganzes Wesen auf die erschöpfte Lebenskraft hin, die zur Selbstmordmanie wird. Björnson nimmt Svava, die Tochter eines sehr verbrauchten Großkaufmannes, eines alten Gecken, die ihr Herz in einem altjüngferlichen philanthropischen Gespräch mit einem jungen Mann entdeckt und nach einem Hintertreppengeklatsch diesem jungen Mann den Handschuh in's Gesicht schlägt, weil er nicht altjüngferlich wie sie, sondern Don-Juanlich wie ihr Vater gelebt hat, und er stellt der banalen Frivolität der männlichen Bourgeoisie die banale Geschlechtslosigkeit der höheren Tochter als die alleinseligmachende neue Moral gegenüber.

Natürlich ging Björnson's »Handschuh« auf den bürgerlichen Theatern mit Pauken und Trompeten, und Ibsen's »Hedda« wurde todtgesprochen. Und während der Bürgerstand überall mit Neugier und Grauen Ibsen betrachtet, wie den Todesengel, der das Zeichen an seine Thüre setzt, begrüßt es Björnson wie einen berühmten Arzt, der einen sicher retten kann, wenn nur eben die Krankheit nicht gerade tödtlich ist.

Ueber das Alles läßt sich der skandinavische Bauer keine grauen Haare wachsen; der Frauenemancipation aber als socialer Bewegung ist er im allgemeinen wohlwollend gesonnen. Daß die Frauen mitarbeiten und mitverdienen, — das ist er ja von Alters her gewohnt; haben sich doch seine Schwestern und Tanten als Mägde

allein durchgeholfen. Daß das Weib über sein Eingebrachtes auch verfügt, ein scharfes Auge auf Ausgaben und Einnahmen hat und in allen Haus- und Hofangelegenheiten ein entscheidendes Wort mitredet, das ist auch altes Herkommen; und von dem Matriarchat der Bauernmütter wissen die nicht allzu ungefügigen Bauernsöhne ein Lied zu singen. Eheliche Untreue ist dem Bauern schon deswegen ein Greuel, weil er dem Städter nicht gönnt, wozu er selbst keinen Zugang hat, und das lockere Jugendleben der »müssiggehenden« Bürgersöhne verachtet er, sintemal er sich selten mit einer anderen, als seiner späteren Alten vergeht. Und da er Alles unter dem Gesichtswinkel der Nützlichkeit betrachtet, so hat es seine vollkommene Billigung, wenn die Töchter nicht nur nichts mehr kosten, sondern noch viele schöne, harte Thaler verdienen und zusammenlegen können.

Daß sie dabei gewöhnlich ehelos bleiben — ja, für was ist was, sie haben dafür doch das gute, blanke Geld, und man kann sie beerben. Der Bauer betrachtet das Geschlechtsleben nicht ästhetisch und sensualistisch wie die höhere Bourgeoisie, die es gewissermaßen mit unter die Kunstgenüsse rubricirt, — für ihn ist es eine Verrichtung wie melken, düngen, ackern; hat man das eine nicht mehr nöthig, so kann man auch gleich das andere sein lassen. Er hat nichts von der Prüderie des Städters, der in dem geraden Blick auf das Naturleben etwas Anstößiges sieht; aber er hat doch auch seine Prüderie; duldet der Städter eine öffentliche Erörterung und das unverwässerte hohe Lied der Liebe aus moralischen und

ästhetischen Schulbedenken nicht, so will der Bauer es nicht gedruckt lesen, weil es für ihn das ganz Alltägliche, das allzu Gewöhnliche ist. Und so wurde Björnson für Bourgeoisie und Bauernstand mit seinen Veredlungspredigten der rechte Mann; eben weil das so etwas von einer Erbauung, einer Sonntagspredigt hatte, die man anhört, wenn man seine besten Kleider anhat, aber die übrigen sechs Wochentage bei der Arbeit nicht so ernst nimmt.

Und als ich nun nach Gudbrandsdalen kam, da war ich schon wie auf Björnson's eigenem Grund und Boden. Alle Menschen wußten Bescheid, wie weit es noch bis zu ihm war; und schließlich kutschirte mich ein kleines Bauernmädchen die zwei letzten Wegstunden zu ihm hin, sprang, während es zwischen reichen, zweistöckigen Bauernhöfen, die auf fruchtbaren Weideabhängen emporstiegen, hinfuhr, unversehens vom Wagen, öffnete ein Gatter, sprang wieder auf, fuhr in einem schönen Bogen, ohne mich zu fragen, durch die Pforte und den Fahrweg zu einem großen Gebäude hinan, schwenkte um die Ecke und hielt vor der Thür des Björnson'schen Landsitzes.

Draußen unter dem weitvorspringenden Dach saßen seine Frau und Töchter in einem Kreise von Gästen, die das Haus beherbergte. Der Dichter schrieb, aber empfing mich. Er saß, mit den Füßen auf einem Eisbärfell, das eine Gruppe Fortschrittsfrauen ihm geschenkt hatte, auf einem Postament eine Riesenvase mit geschnittenen Rosen neben sich, an seinem Schreibtisch in der niedrigen, großen Bauernstube. Er erzählte mir: es sei

ein uraltes Bauernhaus, das er gekauft und den modernen Bedürfnissen angepaßt habe. Man ging zu Tisch in der ehemaligen alten Gesindestube, wo jetzt, statt der Knechte und Mägde, dänische, schwedische und finnische »Frauenzimmer-Frauen« um den Tisch saßen. Nach dem Mittagessen nahm man den Kaffee im Salon ein, dem ehemaligen Bauerntanzsaal, jetzt in pariserischem Geschmack mit Blumengruppen, Chaiselongues, mit rother Gaze gefütterten Crêmegardinen, Bibelots und Gemälden ausgestattet. Eine alte Dame kam herein mit Adlerprofil und gelben Rollöckchen über den Ohren, untersetzt und massiv breitschultrig, die Gesichtsfarbe frischroth und die kleinen Augen feucht und blitzend — der weibliche Björnson. »Meine Mutter,« sagte er, »sie ist neunzig Jahre alt.« Und diese Hünenmutter, selbst Hünin, sprach und grüßte lebhaft und beweglich wie eine Sechzigjährige. Als man den Kaffee getrunken, führte Björnson mich hinaus auf den neuangebauten, rundlaufenden Balcon. Er blickte über das sacht ansteigende, fruchtbare Land und sprach: »Unser Volk wird verdorben. Die Lüge ist in unserer Presse und in unserem Leben. Ich schreibe eben an einem Artikel gegen die Lüge, die uns verpestet«. Und er machte eine große Armbewegung weit über das weite Land und rief: »Die Lüge muß weg«!

Ich nahm Abschied, da meine kleine Kutscherin wartete. Wir gingen zurück durch das alte niedrige Bauernhaus mit dem koketten Pariser Meublement und dem massiven Ehrensilber in den Glasschränken. Und während ich wegfuhr und an den Widerspruch zwischen

diesem Bauernhaus und seiner Großstadt-Einrichtung dachte, hörte ich seine pathetische Stimme in's Land rufen: »Die Lüge muß weg«!

III.

Björnson war Bauernsohn; sein Vater war erst in späteren Jahren Pastor geworden. Dieselbe theologische Ader ist auch in Björnson. Er ist von Hause aus Prediger, Erbauer; ihm ist nicht wohl, wenn er nicht etwas zu verkündigen hat. Da er aber gar keine Natur ist, die sich selbst etwas versagen möchte, so stellt er die sehr verschiedenen Wahrheiten, die er im Lauf der Jahre verkündet hat, mit Vorliebe in der Form einer Manifestation der Lebensfreude dar.

Dies ist ein Grundzug in Björnson. Sein ganzes Leben lang, in allen seinen Dichtungen, hat er das Theologische und das Sinnliche zu vereinigen gesucht. Und alle seine Dichtungen, wie radical sie auch waren, haben ihre tiefste Wurzel in einem heimlichen Compromiß zwischen beiden gehabt.

Björnson begann seine literarische Laufbahn als Verfasser von Bauernnovellen und schrieb dann eine Reihe historischer Dramen. Als die Zeit über beide Richtungen hinwegzugehen anfing, trat in seinem Schaffen ein Stillstand ein. Seine letzten Arbeiten in der alten Richtung konnten sich mit seinen früheren nicht messen.

Da schrieb Ibsen 1869 sein erstes gesellschaftskritisches Stück: »Der Bund der Jugend«. Das nächste Werk von Björnson hieß: »Ein Fallissement« und schlug

dieselbe Richtung ein. Es folgte nun eine sich überstürzende Production unter erweiterten Horizonten, es begann — der europäische Björnson. Von hier ab erst ist er der Mann, der auch für den Culturgang und die Zeitströmungen in Deutschland von Bedeutung ist, immer noch Stocknorweger, aber geladen mit allen Problemen, die das letzte Viertel des Jahrhunderts bewegten.

Die Ursachen dieses Umschwungs waren wohl im Großen und Ganzen dreierlei. Erstens wohl im Allgemeinen die beginnende peinigende Unfruchtbarkeit, die ihn sich umschauen und umsichgreifen ließ nach neuem Inhalt, die ihn zwang, die angestammte Enge und Stabilität seines Geistes mit einem Gewaltact gegen sich selbst zu durchbrechen, die ihn dem Brandesianismus in die Arme trieb und ihn seinen geistigen Fond nehmen ließ, wo er ihn finden konnte, bei Stuart Mill, Darwin, Spencer, bei den deutschen Religionskritikern, bei Taine und den modernen Franzosen. Dann die aufstachelnde Einwirkung von Brandes selbst, der die nordische zeitgenössische Dichtergeneration in die Problemliteratur trieb, endlich, und wie ich glaube, vor Allem aber — das Beispiel Ibsen's. Denn Björnson, der sein Leben lang als Dichter ein Genie, als Intellect — durchaus kein Genie war, Björnson konnte mit Lehren, Abhandlungen, philosophischen Erörterungen, haarscharfen Begründungen wenig anfangen; sie blieben todt für ihn, bis Einer es vormachte, wie es gemacht werden mußte; bis Einer dem todten Ideenvorrath den Athem des lebendigen Lebens einblies, bis die Idee verkörpert wurde. Dann stürzte sich

Björnson über sie und befruchtete sie und zeugte Kinder mit ihr, die seine Vorbilder an Lebenskraft übertrafen. So entsprang »Ein Fallissement«, Björnson's erstes bürgerliches Drama, aus dem »Bund der Jugend«, Ibsen's erstem bürgerlichem Drama. Aber war bei Ibsen die Tendenz eine unbarmherzige Kritik, so war sie bei Björnson eine fast priesterlich gefärbte Ermahnung.

Und nun folgten Schlag auf Schlag Schilderungen aus dem modernen Leben auf reformatorischer Basis. Auf die Tragikomödie des wurmstichigen Kaufmannshauses folgte die Tragikomödie der modernen Preßwirthschaft, behandelt im »Redacteur«; die Prüderie der modernen Mädchenerziehung und das Unglück, einen verbummelten Vater zu haben, bildet den Stoff des Dramas: »Das neue System«; in »Leonarda« wird der Moralschnüffelei der Gegenwartsmenschen die heitere Vorurtheilslosigkeit unserer Großeltern gegenübergestellt.

Björnson war auch hier der energische, begabte Pädagog, der mit guten und bösen Mitteln seinen Landsleuten erst die Elemente der Toleranz einbläute. Mit der psychologischen Tiefe war es bei ihm nicht sehr weit her, und die Tendenz war auch ganz im Sinne der alten, aus Deutschland überkommenen Aesthetik auf Versöhnung gerichtet. Und in eben diesem Sinne war auch das Leben noch nicht in seinem ganzen Ernst, waren die Gegensätze noch nicht in ihrer ganzen Unerbittlichkeit erfaßt. Immer handelte es sich um Irrthümer, die nur aufgeklärt zu werden brauchten, damit Reue und Besserung eintreten konnten. Denselben Grundgedanken hatte auch

die schwere Novelle »Staub«, und der Anlauf zu einer tieferen und verzwickteren Psychologie, den er in »Magnhild« machte. In letzterer wurde, sehr charakteristisch für sein späteres Schaffen, die Geschlechtsliebe nicht mehr als das Centrale im Menschenleben aufgefaßt.

Björnson stieg nun rasch zu dem Gipfel seiner höchsten Berühmtheit empor. Er wurde eine Art Oberprophet in Norwegen. Keine politische, sociale, religiöse, ökonomische Frage, in der er nicht sein schwerwiegendes, oft verhängnißvoll schwerwiegendes Wort mitsprach — Worte der Eingebung, weniger häufig Worte der Einsicht und Sachkenntniß. Allmälig aber wurde auch die Socialkritik in ihrer allgemeinen Fassung alt. Dagegen stieg ein neues, und ganz nagelneues Problem am Horizont seines Geistes herauf.

Dies Problem, Nora, das Weib, das zuerst Mensch und dann erst Weib sein will, war bei Ibsen schon ziemlich zu Jahren gekommen und hatte auch schon Kielland in eine fruchtbare und weit und breit berühmte Production versetzt. Die Nora-Generation war bereits aufgewachsen und hatte sich weitergezeugt. Kielland schilderte die tüchtige Frau und den untüchtigen Mann, das verständige, ernste, denkende Mädchen und die Lapse der Gesellschaft. In Schweden vollzog eine Anzahl unglücklicher, in die Schriftstellerei übergegangener Gattinnen an den Ehemännern aller Gesellschaftsclassen ein fürchterliches Strafgericht; die Literatur wirkte ins Leben zurück und hatte praktische Folgen. Alles, was in Unterröcken in den drei skandinavischen Ländern aufwuchs, dachte

über sich nach und kam zur Erkenntniß seiner Wichtigkeit. Eine unglaubliche Menge weiblicher »Aufgaben« lag in der Luft und eine unglaubliche Menge weiblicher Talente entdeckten sich. Wie in Deutschland das junge Mädchen darauf abgerichtet wird, sich mit Gretchenmanieren einen Versorger zu kapern, so wurde in Skandinavien das junge Mädchen mit Noraernst, dritter Act, dazu erzogen, über sich selbst und seine Bedeutung klar zu werden. Und wie das sittsame Ausgucken nach einem Mann das junge deutsche Mädchen schieläugig macht, so nahm das Nachdenken über sich selbst dem skandinavischen Mädchen schon mit 15, 16 Jahren die innere Frische, die unbefangene Unmittelbarkeit und Natürlichkeit. Gang, Haltung und Gesprächston wurden anspruchsvoll, Alles, was weiblich war, docirte, discutirte, debattirte. Die liberale Presse der drei Länder, eingedenk des indirecten Wahleinflusses der Frauen, lag anbetend auf den Knieen vor der Intelligenz und Hochherzigkeit des Weibes; hatte eine junge Dame einmal während eines Aufzugs der Conservativen wie ein Straßenjunge gepfiffen, so war des männlichen Entzückens kein Ende. Alle Fortschrittsblätter brachten in jeder Nummer wenigstens eine Notiz über die Erfolge der Frauenemancipationsbestrebungen. Man verlangte von der weiblichen Jugend, sie solle stark sein wie die Männer, und die weibliche Jugend wollte stark sein um den Männern Respect einzuflößen. Alle jungen Mädchen lernten Schwimmen, Turnen, Velocipedfahren und Schlittschuhlaufen. Man gründete weibliche Ruderclubs und Discussionsclubs und

Vorbereitungsschulen zum Abiturientenexamen und Kunsthandwerkschulen und Frauenrechtsvereine, und in ihnen allen befand sich doch ein Mann, der, welcher am Steuer saß, oder dirigirte. Man verachtete das Geschlechtsleben, aber man beanspruchte das Recht, selbst zu freien, wenn es Einem einfallen sollte, einen Mann glücklich zu machen. Man hegte ein großes Vertrauen zu sich selbst und der Zusammengehörigkeit der weiblichen Interessen, und man gelobte sich gegenseitig Einigkeit, Schwesterlichkeit und Zusammenhalten. Die Universitäten standen offen, alle Collegs waren zugänglich und man wurde Studiosus, stud. jur., stud. phil., stud. med. In den philosophischen Uebungsstunden versuchte man zuweilen mitzusprechen, es kam aber nicht viel dabei heraus. Es kam überhaupt nicht viel dabei heraus, außer ein paar Aerztinnen, einer Sündfluth von Volksschullehrerinnen und einer bedeutend gesteigerten Kränklichkeit. Aber man hatte doch seine geistigen Gaben damit bewiesen, daß man sich kopfüber in die idiotisirende Maschinerie des gelehrten Studiums stürzte, gegen die unter den besten und frischesten männlichen Kräften sich gerade eine immer wachsende Opposition erhob. Im Uebrigen wurde man Telephonistin, Telegraphistin, Eisenbahnbeamtin, Statistikerin, Expedientin und befleißigte sich, in allen diesen frischerkämpften Aemtern in der Regel wichtiger und unangenehmer zu sein, als die in solchen Fällen ihrer untergeordneten Stellung ganz genau bewußten männlichen Collegen. Am liebsten aber schlug sich die heranwachsende Weiblichkeit doch auf die freien Künste. Man malte und schrift-

stellerte, man recensirte und dirigirte und petitionirte bei der Regierung um Stipendien und bei den gesetzgebenden Körperschaften des Landes um Stimmrecht, Eigenthumsrecht und andere Rechte, die Einem zum Theil gewährt, zum Theil in Aussicht gestellt wurden. Alles, was wohlwollende Mittelmäßigkeit unter den Männern war, ging mit diesen Bestrebungen Hand in Hand und das Ganze sah anfangs sehr nach Aufschwung aus. Es war auch ein Aufschwung, aber ein Spießbürgeraufschwung. Daß in dieser Bewegung die ganze Phantasielosigkeit und Seelenkrüppelei des vermögenslosen Mittelstandes sich ausdrückte, der Gott dankt, wenn er seine Kinder »angebracht« hat, und Freudenthränen weint, wenn die Töchter nicht mehr »versorgt« zu werden brauchen (was doch immer mit Unkosten und häuslichen Beschwerden verknüpft ist), weil sie »sich selbst versorgen können«, das sah damals Keiner.

Auch Björnson sah es natürlich nicht. Es hatte überhaupt gedauert, ehe ihm die ganze Bewegung zum productiv verwerthbaren Bewußtsein kam. Er war nie der erste Mann auf der Schanze gewesen. Erst wenn eine Bewegung sich so weit Bahn gebrochen hatte, daß die Mehrheit auf sie aufmerksam geworden, gab er ihr seine Billigung. Und damit waren ihr alle Thüren und Thore geöffnet. Björnson hatte sie gebilligt. Und Björnson war auch immer der rechte Mann und Dichter, sie mit glücklicher, nur allzu glücklicher Hand zu populariſiren.

Das nordische Weib hatte sich vom Gattungswesen und Hausthier zu einer ganzen Scala von Individua-

litäten entwickelt. Alle Vertonungen des Geschlechts wuchsen hervor; und jetzt bot sich dem schaffenden Talent eine Musterkarte von Abarten dar: frischentfaltete und abgetödtete Natur, Erotomanie und Geschlechtslosigkeit, das theoretisirende Weib, das Rechte fordernde Weib, das instinctlose Weib, das unmittelbare Weib, das Weib mit heißem Kopf und kalten Sinnen, der Keuschheitsdünkel, die physiologischen Spiele — alle möglichen Kunsterzeugnisse, und dann und wann, ein seltenes Mal dazwischen, die freie stolze Natur, die sich selbst Gesetz ist.

Im Jahre 1884 erschien denn auch der sittenreformatorische Roman: »In Stadt und Hafen wird geflaggt«. Die Einleitung, eine Art Ahnengeschichte des Helden Thomas Rendalen, gehört zum Großartigsten, was Björnson geschrieben und ist in ihrem historischen Geist- und Sprachcolorit aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von vollendeter Echtheit. Wenn die besten historischen Dichtungen genannt werden, wird man dies Stück Familienchronik immer mitnennen müssen. Der weitere Verlauf der Erzählung, die sich um eine Mustererziehungsanstalt auf neuer Moralgrundlage dreht, steht zum ersten Mal in Björnson's Production unter englischen und amerikanischen Emancipationsanschauungen. Gegen dumme übliche Gesellschaftsvorurtheile und verdrehte übliche Mädchenerziehung wird ein siegreicher Krieg geführt. Ein liederlicher Weltmann, der ein junges Mädchen aus anständiger Familie mit seinen hypnotisirenden Blicken verführte und sie und ihr Kind dann sitzen ließ, um ein reiches Fräulein zu heiraten, das

trotz der näheren Kenntniß des Sachverhalts nichts dagegen einzuwenden hat, wird mit ihr dem öffentlichen Gelächter preisgegeben, und das »gefallene« Mädchen mit ihrem Kinde wird ehrenvoll in die Musteranstalt aufgenommen. Der eigentliche Held aber ist Thomas Rendalen, der Sohn eines Geschlechts deutscher Herkunft, in dem Gewaltthaten und Nothzucht erblich gewesen und aus dem durch eine weise Erziehung und später ebenso weise Selbsterziehung dies schlimme Vätererbe ausgetrieben werden soll. Das besorgt seine Mutter, die in England ausgebildete Turnlehrerin und Vorsteherin der Musteranstalt, die während ihrer kurzen Ehe in einer fürchterlichen Keilerei mit ihrem brutalen Gatten auch ihre körperliche Ueberlegenheit genügend bewiesen hat. Es ist ein Roman über das Trainiren des Geschlechtstriebes. Die Idee des Buches, die an immer neuen Beispielen erläutert wird, beruht darauf, daß die Vereinigung zwischen Mann und Weib nicht die Bedingung der höchsten physischen und seelischen Wohlfahrt ist, daß eine Aufgabe haben, etwas wollen, mehr oder weniger äußerliche Ablenkungen ebenso befriedigen können. Viel schlimmer als das Cölibat, wird dann weiter im verbesserten »Handschuh« durchgeführt, ist die »Unreinheit«. Das Weib gilt dabei, von Hause aus — wenn es nicht von dem Manne verdorben wird, — als rein; der Mann als unrein. Die Erziehung wird zugleich als höchstes Mittel und Ziel aufgefaßt, und die Vereinigung zwischen Mann und Weib von einem süßen, immer wiederkehrenden Genuß, einer ewigen Kraftquelle für beide, auf eine tempo-

räre Einrichtung zur Fortpflanzung des Geschlechts herabgedrückt. »Es flaggt« wurde denn auch das Evangelium aller Lehrerinnen, Erzieherinnen, Telegraphistinnen und anderer durch ihre Lebensstellung oder ihre persönlichen Eigenschaften zur Ehelosigkeit verurtheilten Weiblichkeiten. Es umgab das überhandnehmende nothgedrungene Altejungferthum unserer weiblichen höheren Gesellschaftsschichten mit einer Glorie und legte Björnson die in und außer der Ehe unbefriedigten Frauenherzen des Nordens zu Tausenden zu Füßen.

Und das war sein ganzer Einsatz in die Bewegung. Während neue Wünsche, Bedürfnisse, Dränge in einer Reihe Frauen, den verfeinertsten, vorgeschrittensten, entwickeltsten, erwachten, während das Weib sich zu einem neuen Typus entwickelte, der unsicher, suchend und tastend in der Emancipation nur einen ungenügenden, plumpen, verschrobenen Ausdruck fand, blieb er an der Oberfläche kleben, setzte Pensionserziehung für Hauszucht und Moral für Christenthum, und bot dem Weib großmüthig Selbstbestimmungsrecht und persönliche Freiheit gegen — den Verzicht auf sein Geschlecht. Und wie er einst den Männern das berühmte Wort zugeschrieen hatte: »Die Brunst muß weg!« so redete er jetzt den Frauen ein: »Das Geschlecht ist nichts, ganz Nebensache, eine unzüchtige Dichterphantasie; es gibt viele Freuden, erzieherische Freuden, seelsorgerische Freuden, studiererische Freuden, die der weiblichen Natur viel natürlicher und eingewachsener sind, als die ganz künstlich aufgeblasene Fiction der Liebe«. Und als Ziel in ihrem Verkehr mit dem

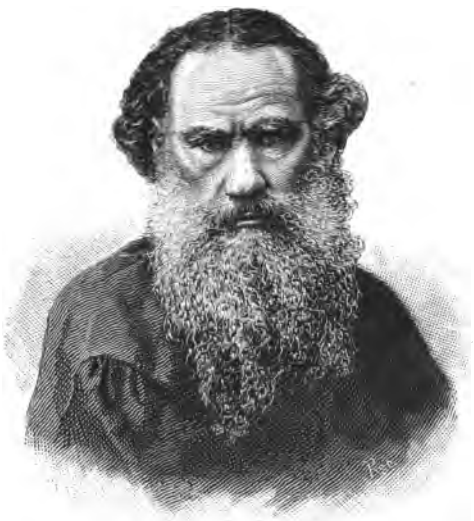
Mann setzte er ihnen die Schnüffelei nach dem reinen Jünglinge und das unanständige Herausinquiriren der männlichen Bedürfnisse auf die Schwelle zum Brautbette.

»Auf Gottes Wegen« wandelte Björnson in seinem nächsten und bisher letzten Roman. Hier ist die Forderung der reducirten Geschlechtlichkeit mit der Forderung religiöser Toleranz verknüpft.

Thomas Rendalen taucht auch hier auf, nicht mehr blos als ein mit sexuellem Explosionsstoff geladener, aber standhaft rein bleibender Erzieher und Beichtvater in einem Pensionat für zum Theile sehr erwachsene Mädchen, sondern mehr als flüchtige Erscheinung, von der man nicht recht weiß, was sie treibt, außer daß sie stets eine Explosion verhält. Die Handlung dreht sich um die Ehe zwischen einem kindlich unwissenden jungen Mädchen und einem durch seine Ausschweifungen blind und gelähmt gewordenen Mann, eine Ehe, deren Auflösung, sowie die darauf folgende Wiederverehelichung der jungen Frau von der Gesellschaft und Verwandtschaft als Ehebruch betrachtet wird. Die junge Frau kann die ewigen Verketzerungen nicht ertragen und stirbt an der Bosheit ihrer Mitmenschen. Die zweite Hauptperson im Buche ist ein junger Mensch, dem ein heimliches Laster durch fleißiges Vierhändigspielen mit derselben jungen Frau und noch fleißigeres Aufdenhändengeben ärztlich von deren zweitem Manne abgewöhnt wird. Das wirkt parodisch, aber in solchen Zügen legt Björnson seine Psychologie nieder.

* * *

In den moraliſchen Conſequenzen ſeiner letzten Periode ſteht er als Asketiker neben Tolſtoi; und wie Tolſtoi eine großartige Pſychologie, ſo hat Björnſon einen Reichthum echter Lyrik an ein ausrangirtes Ideal verſchwendet. Denn die Askeſe ſteht und fällt mit der religiöſen Inbrunſt, ſie iſt — in der Hälfte der Fälle — gar nichts anderes als religiöſe Inbrunſt; für Tolſtoi ging ſie daher auch Hand in Hand mit der Umkehr zum poſitiven Chriſtenthum — Björnſon aber, der gleichzeitig religiöſer Freigeiſt und Asketiker wurde, pflanzte damit, ohne es zu ahnen, die Moral, die er predigte, auf einem viel abſchüſſigeren Boden auf, auf dem der Degeneration.



Левъ Толстой

Leo Tolstoj

Die Weiberhaſſer Tolſtoi und Strindberg.

I.

Tolſtoi.

Es kann Sommermorgen geben mit ſo großem, ſtrahlendem Sonnenblick, mit ſo friſchem, würzigem Erdgeruch, daß ſie Einem Leib und Seele ausweiten in einem Gefühlsſtrom von Kraft und Geſundheit; und unverſehens, wo man auch ſein mag, und ohne daß man weiß, wie es zugeht, kann Einem das ruſſiſche Weib dabei vor Augen ſtehen, das ruſſiſche Weib als ein ſolcher lebendig gewordener Morgen, mit ſeinem guten, ſorgloſen Lachen und der warmen Fülle ſeiner mütterlichen Formen. Und man ſieht Arbeitermädchen in Kopftüchern mit runden, rothbackigen, luſtigen Geſichtern, ſtarken Hüften in roſa Kattunröcken und ſtrumpfloſen, federnden Füßen in gutem Schuhzeug, kleine Fräulein mit freundlichen Köpfchen in übermüthigen Blumenhüten und große, reife Frauengeſtalten mit trägen, matronenhaft wohlwollenden Bewegungen an Einem vorüberziehen, und man kennt ihre

Gesichter so wenig, wie ihre Namen, und sie sind verschwunden, so plötzlich, wie sie auftauchten, wie alle die unvergeßbaren, ungreifbaren Eindrücke des ersten Kindheitsmilieu, die heraufdämmern und weggleiten gleich dem Bild eines Traumes. Aber es sind niemals die Frauen anderer Länder, in denen ich gelebt, die in solchen Augenblicken mir vor Augen stehen, keine Französinnen, oder Deutsche, oder Skandinavierinnen, die so zusammenfließen mit der Natur in einem unauflöslichen Natureinheits- und Naturwohlgefühl. Es ist immer nur das russische Weib.

Und es gibt andere Sommertage, wo die ganze Natur ein einziges Fröfteln und Weinen ist, wo die Wolken bis an die Erde schleppen wie schmutzig graue Tücher, aus denen der Regen fließt und fließt, wo das Gras wie gemäht und die Ernte zerweicht liegt und die Bäume hin- und herschwanken wie müde Menschen, die ihren Kummer wiegen, und ein ununterbrochenes, ödes Sausen durch die Luft geht wie ein einziges, monotones Seufzen. Wer solche Tage nicht heraufziehen und sich zu Ende schleppen gesehen hat über den unendlichen russischen Flächen, der kennt ihre Melancholie nicht. Nirgends wie dort, wo keine Cultur sie zähmt, nirgends wie in der russischen Grenzenlosigkeit spricht die Natur und macht den Menschen so zu ihrem Spiegel. Nirgends ist die Freude so lachend und das Herz so weit, und nirgend anderswo schnürt Einem die Angst so die Kehle zusammen, wie mit würgenden unsichtbaren Händen, die zudrücken und locker lassen, locker lassen, um stärker zuzudrücken....

In den Momenten, wo solche Eindrücke auftauchen, sehe ich hinter ihnen und durch sie hindurch etwas wie einen großen, starkknochigen Männerkopf mit breiter Stirn und finsterem, funkelndem, gleichsam verstohlenem Grübler- und Beobachterblick aus tiefliegenden, wie sich nach innen verkriechenden Augen. Manchmal sitzt dieser Kopf über einer Uniform und manchmal über einem Bauernkittel, manchmal ist er jung, kurzhaarig und schnurrbärtig, manchmal voller Altersfurchen, mit gescheiteltem, wellig-fettigem Bauernhaar und langem, russischem Bauernbarte, aber immer erhebt er sich auf denselben breiten Schultern eines riesigen Körpers, und immer hat er denselben scheuen, finsteren Funken im Blick, die kalte Gluth des einsamen Fanatikers. Dieser Kopf in der Jugend war der Tolstoi's, als er »Die Kosaken« schrieb, dieser Kopf im Alter ist der des Verfassers der »Kreutzer-Sonate«.

Dazwischen liegen jene Werke, die kein zeitgenössischer Dichter an Echtheit und Tiefe der Charakteristik übertrifft, die Novelle »Familienglück«, die Romane »Krieg und Frieden« und »Anna Karenina«.

Kürzlich war Tolstoi's Schriftstellerei das große literarische Ereigniß Europas. Sein Reformator-Ernst verwirrte und ergriff auch die Ungläubigen; seine Bekenntnisse verblüfften die Gesellschaft; sein Sich-Hinabgraben in alle Schichten der menschlichen Natur, die zu ignoriren eine alte, hochgehaltene Uebereinkunft besteht, ängstigt, erregte und kitzelte Alles, was Sinne und Nerven, besonders was niedergehaltene Sinne hat mit bösem Gewissen und mißhandelte Nerven, die sich revanchiren.

Tolstoi's Schriftstellerthum unter dem moralischen Gesichtspunkte, seinem eigenen Gesichtspunkte, das ist: der gute Mensch mit dem bösen Gewissen.

Und darum wird er Resonanz finden, soweit Menschen lesen und sich Gedanken machen, die sie nicht zu Ende denken können. Denn überall, soweit wir eine europäische Cultur haben, haben wir die Species der guten Menschen mit dem bösen Gewissen. Die bösen Menschen mit dem bösen Gewissen trifft man meistens nur noch an, wenn man sich in die moralisirenden Seiten unserer Classiker und die zeitgenössische Damen-Literatur vertieft.

Der gute Mensch mit dem bösen Gewissen hat lange ein verborgenes und unverstandenes Dasein geführt, bis der Dichter-Philosoph Friedrich Nietzsche ihn entdeckte und ans Licht zog aus dem Dunkel des Lebens und der Literatur. Seitdem ist eine Möglichkeit vorhanden, ihn zu erkennen und zu studiren.

Aber nicht oft gibt es für das Studium solche Fingerzeige in die Tiefe, solche Aufschlüsse in der Verhülltheit, wie in der Persönlichkeit Tolstoi's.

Seine Dichtung: das ist die russische Natur mit ihrem goldenen Lachen und ihrer seelenverzehrenden Melancholie, das ist der Leichtsinn der Gesundheit und Unmittelbarkeit im russischen Weibe und der selbstquälerische Sectirerhang im russischen Manne.

In allen Büchern Tolstoi's ist eine Gestalt, die er selbst ist, ganz intim, ganz persönlich und so gut wie ganz unverhüllt. Und diese Natur hängt durch ein weitverzweigtes Geflecht von feinen Wurzelfibern mit den

tiefsten Eigenthümlichkeiten des Russen als Rassentypus zusammen. Ueber Tolstoi als Privatperson fehlen uns noch so gut wie alle zuverlässigen psychologischen Daten, außer denen, die er selbst in seinen verschiedenen Bekenntnißschriften gegeben, und die ich eben deswegen nicht für direct psychologisch brauchbar halte. Aber er hat sich in seinen großen Romanen, die er jetzt verwirft, so unbewußt und unvermeidlich bloßgelegt, wie jede große und kleine Begabung sich in dem, was sie ist, und in dem, was sie nicht ist, in ihrer Production enthüllt; und nachdem die »Kreutzer-Sonate« eine Grenze gesteckt, hinter der auch die äußerste moralische Strenge nicht noch eine zweite entdecken kann, nachdem der große Lebensschilderer bis zur Verneinung des Lebens gelangt ist, hat es ein eigenthümliches Interesse, zu untersuchen, welche nationalen und individuellen Bedingungen ihn dahin geführt und welche Stationen den Weg zur Abtödtung des Fleisches in seinen Büchern bezeichnen.

Drei anscheinend unter einander nicht zusammenhängende Momente fallen mir dabei auf: eine Tiefe der Intuition im Erfassen und Verstehen des Weibes, die, für mich ihresgleichen in der ganzen europäischen Literatur nicht hat.

Ein ewiges böses Gewissen, das mit schielendem Asketenblick in allen seinen Dichtungen zwischen ihm und dem Weibe steht und die Unbefangenheit der Liebeshingabe verhindert.

Eine versteckte, verdeckte Härte und Sprödigkeit der Seele, die zuweilen wie ein bitterer Mundgeschmack, wie

eine innere Krankheit auf die Zunge seiner Dichtung tritt und im Widerspruche steht mit dem allgemeinen Liebes-Evangelium in seinen späteren und der Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Weibe in seinen früheren Büchern; ein bösäugiger Grausamkeitsdrang, der sich festbeißt in den intimsten Beziehungen und mit Genugthuung Süßigkeit zu Galle werden fühlt; eine feine Brutalität in der Selbstpeinigung, ein Lustgefühl in der Erregung und dem Ertragen von Schmerz, das ein volkspsychologischer Zug im Seelenleben der russischen Rasse, eine Quelle zu den Perversitäten seiner zahllosen Religions-Secten ist.

Und auf dem Grunde von allem dem etwas wie eine dunkle Unruhe, eine horchende Angst, ein Mißtrauen, das ihn unheimisch macht, wo er ist, das ihn vereinsamt, wo er sich hingibt.

Keine andere Literatur hat wie die der Russen das Weib verstanden und geschildert. Man denke an Turgenjew's junge Mädchen in der Periode des physischen und seelischen Erwachens, an die schwebende Unbestimmtheit ihres einsamen Innenlebens, das nur von kaum bewußten Wünschen, aber noch nicht vom Erlebniß geprägt worden; man denke an die vegetative, halb indifferente Sinnlichkeit seiner Witwen, an Garschin's divinatorische Schilderung des Weibes in der Prostituirten, an Dostojewsky's Sonjas und Gruschenkas und andere zweifelhafte Gesellschafts-Phänomene, die ihm ebenso gerathen, wie ihm »die Dame« mißglückt. Was an ihnen das absolut Neue, Ueberraschende und psychologisch Tiefe ist,

das ist das instinctive Erfassen der weiblichen Natur nach den Seiten, die sich dem Manne nicht zukehren. Das ist das intuitive Verständniß für das Weib als Geschlechtswesen in seiner Stummheit und Unentschleiertheit. Die französische Literatur kennt das nicht. Für sie beginnt das junge Mädchen bei der Begegnung mit dem Manne und der Zauber des Weibes bei der ersten Liebschaft in der Ehe. Das ist durch Convention ausgebildete Dichter-Stupidität, anerzogene Literaturschulen-Blindheit. In Rußland gibt es — in strengerem Sinne — keine Schule, weder in der Literatur, noch irgend welche sogenannte »gute Schule« für irgend etwas Anderes, demzufolge keine Ueberlieferung, demzufolge keinen von der Moral gebildeten Geschmack, demzufolge nichts Festes, keine Richtung, keine abgesteckten Wege. Mit seiner weichen, anschmiegenden Erotikernatur, mit seiner schmachtenden, sensiblen Seele kann der russische Dichter schweifen, wohin er will. Er hat die scharfen Augen einer jungen Rasse, die Unbefangenheit des Hinsehens, die nicht durch generationenalte Erziehungsdressur verwirrt worden, die Naivetät des Blickes, die direct in Erkenntniß umsetzt, was sie gesehen. Und das junge russische Mädchen ist nicht blos »junges Mädchen«, es ist Weib. Es hat keine Kloster-Erziehungsheuchelei durchgemacht, wie das französische, es weiß von keiner Bürgersittsamkeit, wie das deutsche, es hat mehr Temperament, mehr Unbekümmertheit und Natur-Unmittelbarkeit als beide. Das sind ein paar von den Gründen, weßhalb in der deutschen Literatur das Weib nur persönlich wird als Geliebte, weshalb

es in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte (auch in der neuesten naturalistischen Richtung) noch gar nicht persönlich, sondern mehr oder weniger gutgeschildertes Gattungs- und Gesellschaftswesen ist, weshalb es in der skandinavischen Literatur eine ängstliche, halbe und halbverkümmerte Individualität hat.

Das Weib als Weib, ganz, unbedingt, in seiner Tiefe, in seinen inneren Werdeprocessen, in seiner relativen Fertigkeit, wenn es mit dem Mann in Berührung tritt, ist überhaupt noch nicht geschildert worden. Das gehört einer künftigen Literatur an, die von anderen Voraussetzungen ausgeht und unter anderen Anschauungen arbeitet.

Daß die Russen hierin einen Vorsprung vor allen anderen Nationen haben, beruht, glaube ich, darauf, daß es bei ihnen niemals eine historische Periode des Frauencultus mit all seinen sichtbaren und unsichtbaren Ausläufern gegeben hat. Wie in ihren Religions-Vorstellungen auf das Weib nicht als »unbefleckte Jungfrau«, sondern als »Mutter Gottes« das Hauptgewicht fällt, so gibt es auch in der Volkssprache keine eigentliche Anrede- und Unterscheidungsformel für das junge Mädchen; wenn der gemeine Russe herzlich wird und sich einschmeicheln will, sagt er »Matjuschka« (Mütterchen) zu den Frauen jeden Alters und jeder Stellung. Das Weib in seiner Naturfunction, das Mütterliche am Weibe ist es, was dem unmittelbaren Empfinden des Russen am nächsten liegt. Damit fällt das künstliche Fernhalten, die das Reinheits- und das Bessersein-Postulat zwischen dem

Manne und dem Weibe West-Europas hervorbrachte, weg, und der Russe sieht das Weib unmittelbar, als Einheit, als Natur.

Und das russische Weib sieht sich auch selber so. Ihr ist kein moralischer Dünkel und keine Keuschheitspose zur zweiten Natur geworden. Sie ist — bis auf den dünnen, schlechten Firniß westeuropäischer Cultur und Anstandsbegriffe — mehr Naturwesen, ungetheilter und unreflectirter in ihrer Hingebung, sicherer in ihren Sympathien und Antipathien.

Keiner unter den russischen Dichtern hat das tiefer und in seiner Tiefe unreflectirter empfunden, als Tolstoi. Keiner hat es intuitiver veranschaulicht.

So entstanden Gestalten wie das Kosakenmädchen in den »Kosaken«, das den warmen Duft seines starken jungen Körpers durch das ganze Buch verbreitet, dessen Stummheit beredter und tiefer ist und mehr offenbart, als irgend ein Gedankenaustausch zwischen Mann und Weib, das sich gibt und sich versagt mit dem Instinct des Thieres, sicher, ohne Schwanken, und das sich dem jungen Officier mit jenem gar nicht Gewahrwerden seiner Liebe versagt, welches die bitterste und persönlichste Demüthigung ist.

Und so entstand jenes Weib-Kind, ich glaube, sie hieß Natascha oder Nadjeschda, in »Krieg und Frieden«. Jenes bezaubernde Geschöpf im Uebergangsalter, wo immer so viele Keime sprossen, die das Leben zertritt oder verschmachten läßt, oder die zu schwach sind zum Treiben und Wachsen, jene springende Knospe, die in

nervösen Schauern zittert, die sich verkriecht vor der unverständlichen Unruhe ihrer Pulse, vor den Umschlägen ihrer Stimmung, vor ihrer Angst und ihrem Jubel und ihrem gegenstandslosen, thränenbereiten Mitgefühl in das Bett und die Arme ihrer Mutter — noch Kind, schon Weib; und so entstanden jene Scenen in demselben Buche, wo Knaben und Mädchen einander suchen und jagen und tollen und tanzen und nicht von einander sein können, ein Stück Kinder-Psychologie, deren Tiefe und Wahrheit nichts ist als ein offener Blick.

Aber es war auch in diesem Buche so ein grübelnder junger Officier, dem die lachende, glühende Gespielin seiner Kindheit weggleitet und der, mit einem ältlichen, welken, unpersönlichen Fräulein verheiratet, das Glück der Ehe ohne Sinnenreiz in der Uebereinstimmung der Seelen preist.

Und zum drittenmale, und diesmal am ausgeführtesten und individuell ähnlichsten, tritt dieser selbe junge Mann als Ljewin in »Anna Karenina« auf. Er ist groß und stark, finster, redlich, von galligem Temperament, linkisch, ungeschickt in der Mittheilung seines Innenlebens, er gehört zu denen, welche die Frauen übersehen oder bei deren Annäherung eine dunkle Scheu in ihnen erwacht. Es ist etwas wie ein psycho-physisches Element in seiner Natur, vor dem das Weib eine Nuance von Argwohn und Unlust empfindet. Was ist es? eine Dürre des Gefühls, eine Trockenheit der Seele? Ljewin kann nicht zerrinnen und zusammenschmelzen. Seine erste Annäherung bleibt unerwidert, vielleicht unverstanden, und ein Nieder-

schlag von Bitterkeit fällt in sein Gefühl. Später, nach erlittener eigener Liebestäuschung, zeigt sich das junge Mädchen willig, und sie heiraten einander. Aber hier schon, viele Jahre bevor der gealterte Tolstoi die »Kreutzer-Sonate« schrieb, werden die ersten Ehemonate als eine Pein geschildert. Ljewin empfindet etwas wie Enttäuschung, Leere, Beschämung. Sie möchten sich Beide vermeiden, es umgehen zusammen zu sein, sie haben nichts recht mit einander zu theilen und zu tauschen. Vermeiden sie sich, so hat er ein böses Gewissen, sehen sie sich, so hat er ein noch böseres Gewissen. Es ist eigentlich nichts als ein Proceß des Thierlebens als psychologisches Geheimniß hingestellt, das Männchen, das gleichgiltig davongeht und, durch den gesellschaftlichen und kirchlichen Ideenkreis festgehalten, reizbar und verdrossen wird. Es gibt eine Menge Männer, in denen die Sprödigkeit der Seele, die Hölzernheit und Kargheit der Empfindung nie jene Läuterung des Triebes zuläßt, welche die Liebe ist. Das ist, eine physiologische Eigenthümlichkeit, weder moralisch, noch unmoralisch; aber nach unseren Moral-Kategorien *soll* die Liebe in der Ehe sein, und der Grübler, der wahrnimmt, daß sie *nicht* da ist, hat ein schlechtes Gewissen. Und das schlechte Gewissen macht ihm die Natur schlecht und verherrlicht alles das, was ihn von ihr befreien könnte, die Askese, die außerdem noch den Vortheil hat, als das ewig ungestillte Verlangen ein ewiger Wollustreiz, ein umgekehrter Genuß zu sein. Dieser Zug liegt tief im slavischen Charakter, er ist eine Verschmelzung jener zwei hauptsächlichen russischen Temperaments-Linien:

der Sensibilität und der Passivität. Von dieser Seite, dünkt mich, von Seite des physiologischen Moments, hat man Tolstoi's wachsende moralische Rigorosität in seiner Schriftstellerwirksamkeit zu betrachten. Und wenn wir bedenken, daß es ein russischer Schriftsteller ist, der dies Problem zu seinem Lieblingsmotiv macht, und daß alle die großen russischen Dichter ebenso vorzügliche Beobachter wie mittelmäßige Denker, ebenso subtile Psychologen wie hilflose Altruisten sind — beides Aeußerungen einer jungen Literatur — so verliert seine große, dunkle Persönlichkeit viel von dem an ihr Unverständlichen und Verwirrenden.

Ljewin findet endlich Gewissensruhe und Befriedigung in seiner Ehe dadurch, daß ein Sinn und gewissermaßen auch eine Entschuldigung in sie hineinkommt — nämlich das Kind. Das andere Paar, Anna Karenina und Wronsky, kann Beides nicht finden, da in dem freien Verhältnisse das Kind keine Entschuldigung, sondern eine Belastung ist. Und mit einer unvergleichlichen Kenntniß, mit einer seltenen Genialität in der Charakteristik der Persönlichkeiten und des Gesellschafts-Milieus ist die lange Quälerei dieses Verhältnisses geschildert, bis in Anna Karenina der Selbstzerstörungsdrang in einer brutalen Form von Selbstmord ausbricht. Und nicht einen Moment der Süße hat diese leidenschaftliche, impulsive Liebe zwischen zwei gleich sinnen- und seelenwarmen Menschen, die ganze Schilderung ist nichts, als ein einziges Strafgericht der beleidigten Moral.

Aber ehe das sündige Verhältniß beginnt, so lange die Liebe nichts als ein unbewußtes Wogen, ein süßes,

wehethuendes Sonnenlächeln in der Seele Anna Karenina's, ein Zucken und Zittern in ihren Nervenfibern ist — welcher Dichter kann sich da mit Tolstoi in dem intuitiven Verständniß, in der schlafwandelnden Sicherheit der Schilderung des Weibes messen? Mit welcher sehnenden Sympathie hat sein Gedanke sich an das Weib schmiegen, mit welchem schüchternen, heißen Begehren in seinen Zügen lesen müssen, um diese gleitenden, unfaßbaren Linien zu fassen? Und Bewunderungswürdigeres noch, als in dieser Schilderung des reifen Weibes, hat er in dem Porträt des jungen Mädchens in »Familienglück« geleistet. Da ist die ganze naive Sinnlichkeit des ersten Erwachens der Weibnatur in dem nichtsüberlegenden Naturkinde, das Weib blos als Geschlecht mit seiner unenträthselbaren Anziehung, mit seiner gedankenlosen Ungeduld, seinem unbeschreiblichen Zauber der siegreichen Natur, seinen geschäftigen Phantasien, die den ersten Mann, der ihm begegnet, zu dem Manne, dem geliebten Manne, dem Manne, an den es sich hingibt und anklammert, machen.

Es ist eine Scene in dem Buche, wo das junge Mädchen nach dem heißen russischen Bade, mit seinem nassen Haar und dem warmen Duft seines Körpers an einem neckischen, versucherischen Frühlingstag im Freien am Kaffeetisch sitzt und dem ältlichen Herrn, seinem einzigen männlichen Bekannten, den Kopf verdreht; und eine zweite Scene, wo sie beide Kirschen von den Bäumen suchen — das ist ein Schwellen und Knospenspringen und Ausströmen von naiver Sinnlichkeit mitten in der

Betäubung eines feuchtwarmen Sommertages, worüber ich nichts an Echtheit und Frische zu stellen weiß.

Und derselbe Dichter schrieb die haßäugige, lebensfeindliche »Kreutzer-Sonate« und predigte die Lehre eines Skopzen. Predigte sie auf der Basis der allgemeinen Menschenliebe, die mit der allgemeinen Ausrottung der Menschen enden sollte.

Es kann nicht mehr lange dauern, bis man der »allgemeinen Liebe« unter ihren Heiligenschleier greift und sie psycho-physiologisch auf ihre Bedingungen und ihren Ursprung zu untersuchen anfängt. Die Frage ist, ob sie aus einer Ueberfülle, oder ob sie vielleicht aus einem Mangel entspringt? Die allumfassende Liebe, die »allgemeine Menschenliebe«, hat immer mit scheelem Blick auf die Basis und den großen Naturgrund aller Liebe, die Liebe zwischen Mann und Weib, herabgesehen und ihr und Allem, was hören wollte, ihre Untergeordnetheit und Niedrigkeit unermüdlich vorgepredigt. Jetzt hören wir das alte Lied neu instrumentirt aus Rußland herüberklingen. Aber jetzt nehmen wir die Prediger selbst vor und analysiren sie durch in Herzen und Nieren.

Und wenn wir eine Schriftsteller-Persönlichkeit, gewaltig wie die Tolstoi's, untersuchen, was finden wir? Zuerst jenen sonderbaren, absorbirenden Trieb, den Schaffensdrang, das heißt das Bedürfniß, sich in einer directen persönlichen Offenbarung zu bethätigen, das gesteigerte Ichgefühl an sich. Dann, in seiner Jugend ein augenscheinlich intensives Verlangen, ohne das seelische Vermögen, sich gleich intens mitzutheilen und empfinden

zu machen; Scheu, Unsicherheit, ein grübelndes Mißtrauen, die daraus entspringen; nach seinem eigenen Bekenntnisse flüchtige, sinnliche Liebe ohne seelischen Inhalt; daher eine weitere innere Spaltung; endlich das legale ersehnte Erlebniß ohne die innere Fülle und Wärme, eine Ehe wie tausend, starke Körper und neben einander verdorrende Seelen; das Temperament eines Grüblers und Fanatikers, einer eingeschränkten, eigensinnigen Natur; wenig wirkliche Kenntnisse, wenig geistige Expansionskraft; zunehmende Jahre und damit zunehmende moralische Strenge; Unbefriedigung in den ersten Lebensbedingungen, vielleicht Unfähigkeit für sie, daher in all seinen Dichtungen in ihrer Schilderung ein wachsender Pessimismus; Weggleiten einer immer größeren Zahl von Seelenschwingungen aus der Erinnerung, jene einzigen Genüsse ohne Bitterkeits-Nachgeschmack; die ersten hastigeren Pulsschläge für das junge Mädchen, die sich in ein unmittelbares Enträthseln desselben literarisch umsetzten, im Alter zu einer milden Abendröthe geworden, die (in der »Kreutzer-Sonate«) über das junge Mädchen, als das einzige Reine und Gute, verklärend fällt; Vergröberung und Verknöcherung der Phantasie, die sich unter anderem eben darin verräth; das Bewußtsein und die Pose des Gesellschafts-Reformators und endlich ein mächtiger, einer starken Persönlichkeit entsprechender Ichgenuß in den inneren Erhebungen des Märtyrer-Bewußtseins.

Das sind ein paar allgemeine Umrisse zu dem Bilde Tolstoi's, wie es sich mir aus seinen Schriften gestaltet.

Denn ich glaube, daß es die persönlichen Erlebnisse sind, welche die Anschauungen bestimmen und die Grundlinien des Geistes und Charakters formen, und daß diese Grundlinien, wie überwachsen sie auch allmälig werden, doch in den meisten Fällen noch aufzufinden, nachzuweisen und zu verfolgen sind.

August Strindberg.

II.

Strindberg.

August Strindberg ist eines der merkwürdigsten und vollausgereiftesten Beispiele eines Typus, der in unserem Zeitalter des regellosen Hin- und Herfluthens sehr zahlreich obenaufschwimmt und sein Gepräge mit einem besonderen Ungestüm überall um sich herum aufzudrücken strebt, eines Typus voller Angriffslust und Ungeduld, in sich selbst selten aus einem Guß, häufig voller Sprünge und Risse, voller genialer Züge und öder Strecken, eines Typus voller Rückfälle und Zukunftselemente. Es ist der Mischtypus. Seine oft sonderbare gequälte Zusammensetzung, seine zur Individualität verschmolzenen Widersprüche, seine Culturklüfte sind aber sehr schwer an Durchschnittsmenschen zu studiren. Es muß einmal ein Genie kommen, in dem alle feindlichen Bestandtheile mikroskopisch vergrößert erscheinen, damit das möglich wird. Die Rassenmischung, dieser unabtrennbare Theil der menschlichen Physiologie, ist noch ein unentdecktes Land der Forschung. In Strindberg selbst hat diese Frage wie ein Wurm genagt, und er hat selbst ein gut Stück Material zu ihrer Lösung beigetragen.

Noch mehr. Die große, reiche Literatur, die er geschaffen, ist für den Psychologen ein unschätzbarer Rohstoff in weit höherem Grade, als sie für ihn ein unschätzbares Kunstwerk ist. Strindberg beschäftigt bei Allem, was er schreibt, den Geist des Lesers immer in doppelter Weise: erstens durch die psychologischen Ergebnisse, zu denen er selbst gelangt; zweitens durch die psychologischen Ergebnisse, zu denen man malgré lui gelangt, und die den ersteren oft in den Hauptpunkten widersprechen. Wer sich in Strindberg vertieft, befindet sich dabei immer vor einer doppelten Spiegelung: zuerst sieht er, wie sich die Umwelt im Strindberg'schen Geist spiegelt, und als Correctur daneben stellt sich der Strindberg'sche Geist, sich selbst auflösend in seine Entstehungsmomente und sich wieder zusammenziehend zu seiner eigenen Psychologie in der Seele des Beschauers.

Strindberg's sämmtliche Werke sind eigentlich nur biographische Beiträge zur Lösung seines Ich-Räthsels. Er hat unablässig an seiner eigenen Räthselhaftigkeit herumgegrübelt, und dieses Gegrübel hat sich immer in furchtbaren Sturmläufen gegen äußere Feinde Ausdruck gegeben. Was ist sein wüthendes Herumräthseln an der Weib-Sphinx? Man kehre diese Sphinx doch einmal um! Ihre Rückseite ist kein Weib mehr. Ihre Rückseite ist die Mann-Sphinx — das Räthsel, das er sich selbst ist.

Nie ist eine Dichtung persönlicher gewesen, als die Strindberg'sche. Vielleicht ist aber auch nie eine Dichtung weniger aus der Ganzheit eines Ichs hervorgegangen.

Ich möchte das so ausdrücken: in Mischtypen wie der Strindberg'sche hat sich noch keine Einheitlichkeit unter der Bewußtseinsschwelle bilden können, da fahren die Instincte verschiedener Culturepochen wild herum. Alles was er geschrieben, war Augenblicksspiegelung, auf seine Seele gefallen und in einem dichterischen Momentbild wieder zurückgeworfen. In den Strindberg'schen Werken findet man keine Uebergänge, der beliebte rothe Faden schlängelt sich keineswegs hindurch. Und da er sich selbst als Räthsel immerwährend der vorbeilaufenden Menge vorgeworfen hat, so ist dies Räthsel ein Gemeingut, das Jeder zu lösen versuchen darf, der nicht fürchtet, sich daran die Zähne auszubeißen.

I.

Ich bin oft mit Strindberg zusammengewesen und habe die allerwidersprechendsten Eindrücke von ihm empfangen. Eines aber blieb sich immer an ihm gleich, — das war die Form seines äußeren Auftretens. Er verlangte Ehrfurcht, und er behandelte sich selbst mit Ehrfurcht. In seinem Wesen lag immer etwas Gedämpftes und Strenges, als hütete er ein unsichtbares Heiligthum, an dem weder er noch andere sich versündigen durften, seine Stimme, wenn er sprach, war leise, discret, gebieterisch, sein drohender Blick immer bereit, weibliche Naseweisheit abzuschrecken, die er doch sehr ungern entbehren mochte.

Das war der Strindberg für die Vielen. Aber für die, welche ihn näher kannten, gab es auch einen anderen

Strindberg, gewiß nicht umgänglicher und zugänglicher als der Andere, aber durchaus nicht feierlich, ein echt schwedischer lustiger Bruder, dessen gute Stunden um den ersten Hahnschrei fielen, ein Humorist mit einem undeutbaren Lächeln, ein Schachspieler mit dem Leben, dem es wenig auf die Ergebnisse, aber desto mehr auf die taktischen Feinheiten und die ausgeklügelten Züge ankam, ein mit weiter Voraussicht handelnder, unberechenbarer, vergeßlicher Augenblicksmensch, ein imponirender und imponirenwollender Gehirnmensch mit der Durchtriebenheit eines Knaben.

Und der Grundton, in den dieses widerspruchsvolle, sich absichtlich verdunkelnde Wesen sich auflösen ließ: ein Mißtrauen ohne Boden und ohne Grenze, ein Mißtrauen um des Mißtrauens willen, ein Mißtrauen als Princip, als das Vorrecht des überlegenen Geistes, ein Mißtrauen gegen Alles und Alle, das doch im letzten Grunde ein Mißtrauen gegen sich selbst war.

Strindberg stammt aus einer mit Finnlappenblut durchsetzten verarmten Kleinbürgerfamilie, die gerade bei seiner Geburt ihre größte Bedrängniß durchmachte. Der Vater hatte bessere Zeiten gekannt, war aber durch seine Verbindung mit einer Kellnerin aus dem Gesellschaftskreise hinausgeglitten, dem er angehörte. Drei Kinder waren vor der Ehe geboren, der Dichter bald nach der Trauung. Die Mutter war immer elend; sie machte zwölf Wochenbetten durch und starb an der Schwindsucht. Während der Knabe aufwuchs, bewohnten Vater und Mutter mit sieben Kindern und zwei Dienstboten drei Stuben. Das

Meublement bestand meist aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf Plättbrettern und Stühlen, Kinder in Wiegen und Betten. Kindtaufe, Begräbniß! Kindtaufe, Begräbniß! Zuweilen zwei Taufen hintereinander ohne Begräbniß dazwischen. Den Vater sah man nur bei den Mahlzeiten. Sein Name wurde immer gebraucht, um die Kinder zu schrecken. »Das soll Papa hören!« war gleichbedeutend mit Prügel.

Die Erziehung bestand in Anschnauzen und Haarraufen. Im Hause wurde strenge Mannszucht geführt. Lügen wurden schonungslos bestraft, Ungehorsam ebenso. Später trat an die Stelle der körperlichen Züchtigung das Schreckwort: »Was werden die Leute sagen?«

Diese Daten sind Citate aus Strindberg's mehrbändiger Autobiographie: »Der Sohn der Dienstmagd«, ein Buch, in dem er seine unauslöschliche Bitterkeit gegen seine Herkunft, seine Kindheitseindrücke, die Gesellschaftsordnung, die Erziehungsmethoden, gegen alle Bande und Fesseln, Ansprüche und Pflichten niedergelegt hat, in die der Mensch von seinem ersten Tage an und bis zu seinem letzten eingeschnürt wird. Er weiß von Anfang an, daß er nicht den Muth und die Stirne hat, sie zu durchbrechen, er verfolgt sie daher mit seiner unermüdlichen, essigscharfen Rancune.

Als August Strindberg den »Sohn der Dienstmagd« schrieb, stand er mitten in seiner altruistisch-sozialistischen Periode und glaubte an eine radicale Abhilfe persönlicher Leiden durch eine Umwälzung der Gesellschaftsordnung. Strindberg ist in dieser Richtung

das Glied einer Kette, die sich in tausend Windungen durch Nord- und Mitteldeutschland zieht und von der nur verhältnißmäßig wenige Ausläufer nach dem Norden gedrungen sind. Denn der Norden ist ein Bauernland und daher schwer zugänglich für den Socialismus. Der Kleinbürgerstand mit seinen Abflüssen ins Proletarierthum ist der eigentliche Nährboden des Socialismus. Aus einem Hause, wie Strindberg es im Vorstehenden schildert, müssen die begabteren Söhne mit Nothwendigkeit als Socialisten hervorgehen, wenn sie speculative Köpfe und sensible Seelen sind, als Jobber und Snobs, wenn sie das Streberthum im Blut haben, in das die »honette Ambition« des Kleinbürgers ausgemündet ist, als »Uebermenschen«, die sich mit einem Jongleur-Saltomortale über die ganze Misère ins Blaue schnellen, wenn sie das Genie sind. Von allen drei Kategorien hatte Strindberg ansehnliche Bestandtheile in seiner Natur. Am meisten vom Genie, das unter den vielen Ueberraschungen des Lebens sich selbst immer die größten bereitet, dessen Träger immer wieder staunend vor den Offenbarungen des großen Unbekannten in seinem Innern steht und schließlich, wie auch Strindberg thut, mit einer unsichtbaren Krone auf dem Kopfe, man könnte sagen mit einem gekrönten Bewußtsein umhergeht, für das er Ehrfurcht heischt von allem Volk. Das Bezeichnende für den Kleinbürgersohn aus dem Gewimmel der Städte ist dabei, daß er immer der Vielen bedarf, um sich in ihnen zu spiegeln. Sein Selbstgefühl bedarf der tausendfachen Resonanz, um seiner selbst gewiß zu sein. Daher

die Jagd nach Anerkennung, nach Reclame, das Bedürfniß, sich puffen zu lassen, das der ganzen neuesten, aus dem Kleinbürgerthum, oder der Kleinbürgergesinnung hervorgegangenen Literatur eigenthümlich ist. Daher die langen Verzweiflungsschreie, wenn diese Anerkennung, oder ihr materieller Ausdruck ausbleiben. Den Horizont des kleinbürgerlichen Städters bildet naturgemäß die dünne leuchtende Linie der Besitzenden, derer, die vollauf und Ueberfluß haben, der goldenen Inseln, auf denen der Genuß wohnt, und zu denen er sich hinaufsehnt, ob er sie nun erstürmen möchte als Revolutionär, oder in sie einziehen möchte als gekröntes Genie. Nicht seine Individualität prägt die Dinge mit seiner persönlichen Werthschätzung: sie haben abgeschätzte, eingeaichte Werthe, und erst wenn er diese Werthe erreicht hat, das ganz äußerlich Feine und Vornehme: die elegante Wohnung, die neueste Mode in der Kleidung, das Weib der Oberclasse als Gattin und Bewunderin — mit einem Worte: Alles erster Classe, erst dann fühlt er sich im Vollbesitze seines Ichs. Solche Züge zeigen sich früh. Solche Züge sind Zeiterscheinungen. Es ist charakteristisch, ob bei einem Kinde als eine erste Persönlichkeitsregung das Bedürfniß nach Zärtlichkeit oder der Drang nach oben das Uebergewicht erhält. Bei dem Knaben in der Selbstbiographie war es das letztere: er wollte Liebling sein, aber bei den höchsten Instanzen: Vater und Mutter. Als er die Plätze dort von anderen Geschwistern besetzt fand und ihm die Großmutter dafür eine Zuflucht bot, die von Großkindern sonst gerne angenommen wird, da

verachtete er sie: denn seine Großmutter war im Hause keine Standesperson.

Dieser Mangel an unmittelbarem Hingebungsbedürfniß ist ein Zug, dem wir überall in Strindberg's Selbstbiographie und in seiner Production begegnen — er ist eine Eigenthümlichkeit, die in unserer Zeit äußerst allgemein ist, aber sie ist selten am Genie, weil es einer hohen Wärmetemperatur bedarf, um sich selber zu tragen. Ein Theil der Erklärung dafür liegt in dem oberschwedischen Volkstemperament, das im höchsten Grade das hat, was die Franzosen »la fougue« nennen, dessen Feuer sich aber wie eine Entzündung äußert, nicht wie eine Alles durchdringende anhaltende Wärme. Sie liegt aber noch tiefer, in einer Vereinsamung, einer innersten Unzulänglichkeit der Natur Strindberg's; in etwas Unstätem, Nomadenhaftem, Scheuem, in dem Trieb des Wilden, seine Spuren zu verwischen und sich nach außen unzugänglich, geheimnißvoll, schreckend, zu machen, ein Trieb, für den seine Selbstbiographie viele Belege bietet. Es ist vielleicht sein ererbtes, unruhiges, unhäusliches Finnlappenblut, das in einer Kleinbürgerfamilie eingefangen, mißtrauisch um sich starrt, wie ein wildes Thier im Käfig. Es ist das Blut, welches immer allein bleibt, sich nicht fassen läßt, da es aus Nomadeninstinct immer gleich wieder seine Spuren verwischt, sich nicht hingibt, und als Kind keine Kameraden, als Mann keine Freunde, nur Festbrüder und Zechgenossen hat. Es ist das Blut, das überall Feinde wittert, Feinde fürchtet und Feinde finden will, aus den Nachklängen und aus

dem Bedürfniß der langen Einsamkeiten und unheimlichen Streifzüge heraus. Was an anderen Zeiterscheinungen ein Absterben, eine vollständige Verdorrung der expansiven Fähigkeiten bedeuten würde, das war an Strindberg offenbar ein solcher Anfang, eine solche Jugendlichkeit der Cultur, daß man ihn mit ziemlicher Sicherheit als einen Atavismus bezeichnen kann — einen Rückfall, der von einem ungeheueren Vorstoß aufgewogen wird: die Vereinigung von Atavismus und Genie.

Auf einem Punkte ist dieses Gefühlsarme in der Selbstbiographie besonders auffällig und bezeichnend: der Knabe ist nicht nur einsam seinen Eltern, seinen Geschwistern, seinen Kameraden gegenüber, er ist auch einsam in seinen ersten Geschlechtsregungen. Strindberg hat nicht ermangelt, ein großes Stück Sexualgeschichte in seiner »Entwicklungsgeschichte einer Seele« (wie der Untertitel lautet) zu geben. Psycho-physiologische Schilderungen auf diesem Gebiete sind in der modernen skandinavischen Literatur häufig, und einige davon sind Beiträge von dauerndem Culturwerthe, Beiträge zur Kenntniß des Menschen, die in ihrer tapferen Aufrichtigkeit das innerste und unbekannteste Gebiet des menschlichen Lebens durchleuchten und erst in einer verfeinerten und weniger prüden Zukunft verstanden und gewürdigt werden.

Mit der Strindberg'schen Beisteuer in dieser Sache verhält es sich nicht ganz so. Gewiß ist, was im Norden auf diesem Punkte der Oeffentlichkeit anvertraut worden, das Aufgewühlteste, Ausweglosesteste und Unverblümteste,

was zur Geschichte des stärksten animalischen Triebes geschrieben worden ist und gewiß liegt in diesen ersten ungestümen Anläufen einer der Keime einer kommenden — vielleicht erst nach uns kommenden — pangermanischen Literatur. Denn in diesen Bekenntnissen ist Alles natürlich, fruchtbar, gerade, Seele und Körper, physische und affective Schwingungen eins. Nicht so bei Strindberg. Es bedürfte einer eingehenden Erörterung, einer Darlegung und Verfolgung jedes einzelnen Punktes in seiner Selbstbiographie, um die offenen und versteckten krummen Linien, das Abreißen, Abbröckeln der Regungen, das Giftige, Feindselige des erschrockenen, starrenden Blicks auf das andere Geschlecht nachzuweisen. Sein Verhältniß zum Weibe ist von Anfang an nüchtern wie gewöhnlich im Kleinbürgerthum und brutal wie die Wildheit des Nomaden. Das Warme, Schwellende in der ersten Liebesregung des Germanen, das Verlangen nach Erwiderung, nach der gleichen hingebenden Wärme im Weibe — die Lyrik ist da nicht vorhanden. Es ist wichtig, hierbei zu verweilen, da wir hierin die Vorstufen seiner späteren berühmten und genialen Dramen mit der Devise: »Kampf der Geschlechter« haben. Es ist noch eins dabei wichtig: Strindberg stellt den Mann von Anfang an als den Guten, den Leidenden, den Zärtlichen, den Normalen hin. Das ist keine Psychologie. Das bleibt auch später so. Während seine Psychologie der Bestie Weib sehr tief ist, ist der Mann, das unglückliche Opfer dieser Bestie, immer derselbe brave, redliche, feine und gute Kerl. Das hat zwei Seiten. Erstens wird

es wohl Schönfärberei sein, zweitens weist es auf einen Rassezug.

Und hier finden wir eine Aehnlichkeit, die die Wenigsten bei Strindberg gesucht haben werden, die unter seinen Landsleuten jedenfalls Niemand wahrgenommen hat. Dieser Zug weist uns nach Osten. Er weist uns nach Rußland. Nicht nur zu dem Rußland Tolstoi's und Dostojewski's, mit denen ja die Berührungspunkte in der Wirkung der Geschlechter auf einander hervorspringen, sondern weiter nach Osten und tiefer in die Geheimgeschichte der Rassen hinein. Er weist uns nach Asien, auf die öde Hochebene, wo die mongolischen Horden schweiften, gelbe Gesichter mit vorspringenden Backenknochen und nach oben ausladenden Köpfen, Gesichter mit einem Zug von Grausamkeit und Leiden, von Beschaulichkeit und Gier, Männergestalten mit weiblichen Rundungen, furchtbare Eroberer, die in Rußland die altskandinavischen Herrschergeschlechter und das nordische Blut ausrotteten und das weiche, lyrische, slavische Temperament mit ihrem fürchterlichen Blut durchsetzten, diesem Blut, das seinen Siegeszug bezeichnete mit Denkmälern gethürmter Schädel. Und seitdem findet jeder, der die russische Rasse kennt, den selbstzerstörerischen Zwiespalt in ihr: die weiche Lyrik, die melancholische Sensibilität, die den Russen zum geborenen Psychologen, zu dem einzigen intuitiv psychologischen Volk der Erde macht, und die Bestialität des mongolischen Blutes, das in demselben Menschen nach langen beschaulichen Pausen zu gräßlichen Gräuelthaten aufspringt. Daher die tiefe

Unzuverlässigkeit, die völlige Unberechenbarkeit, der grauenhafte Hintergrund der russischen Natur. Hier muß man die Anknüpfungspunkte suchen, um Strindberg zu verstehen. Denn dieses selbe Mongolenblut, verdünnt und besänftigt, aber doch dasselbe, nomadisirt als Finnlappen im nördlichen Schweden, und Strindberg selbst leitet seine Abkunft von ihm her. Es bildet die Unterclasse in Finnland, von wo seine adelige erste Gattin stammte, die den finnischen Typus so deutlich in den Zügen trägt wie Strindberg. Und vielleicht ist auch das als erklärender Zug nicht zu übersehen, daß sich dieser Typus durch denselben Typus angezogen fühlte, um sich zu vervollständigen.

Der finnische Stamm in Finnland ist ein Volk von alter Cultur — das poetischeste Volk. Die russischen Mongolen und die schwedischen Lappen haben gar keine. In Strindberg ist das Charakterische das Nebeneinander von Genie und Barbarei.

Strindbergs' Aeußeres ist sehr unschwedisch. Der schwedische Typus ist hoch, schlank, breitschulterig und schmal um den Leib, die Gesichtsfarbe, wo sie nicht punschgrau ist, frisch und zart, der Kopf klein, das Haar blond. Strindberg's starker Körper hat die vom Halse abwärtsfallenden und sich dann ausstreckenden Schultern und in späteren Jahren das Fleischige, das dem Russen eigenthümlich ist, sein bohrender, fernhaltender Blick hat die unbestimmte Bleifarbe, die man im Norden bei unvermischtem Blute nicht trifft, die Backenknochen und Kinnlade sind breit und vorspringend, das Haar lang-

lockig und fettschwärzlich, der geringe Schnurrbart nach oben gesträubt, der Mund klein, gespitzt, als pfiffe er, die Lippen mit eigenthümlichen graziösen Einsenkungen, der Teint lederfarbig. Und diese Erscheinung ladet sich nach oben hin in eine mächtige, viereckige Stirn an einem mächtigen viereckigen Schädel aus. Die Ohren sind winzig und dicht am Kopfe liegend. Seine Hände sind auffallend rund und klein.

Hinter dieser mächtigen Stirn hat Alles gegährt, was die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts bewegte, etwas ursprünglich Neues hat sich hinter ihr nur in einem Falle gestaltet, — in der Gestaltung des dunklen Instincts des Geschlechtshasses. Diese Feindschaft unter der Bewußtseinsschwelle, wo sie bisher gelegen, hervorgezogen, ihr eine Sprache, eine Dialektik, einen künstlerischen Körper verliehen zu haben, das ist Strindberg's That. Er faßt das Weib auf wie ein aus Rand und Band gegangener Spießbürger, und er behandelt es wie ein eingefangener Wilder. In beiden Fällen aber möchte ich den Spießbürger und den Wilden ins Gigantische gesteigert gedacht wissen. Strindberg ist wie ein Instrument, auf dem seine Zeit alle ihre schrillen Weisen gespielt hat, ohne daß in den Saiten eine Erinnerung davon zurückgeblieben wäre. Er war als junger Mensch Pietist und das gründlich, später pessimistischer Altruist, dann Socialist und Utilist, er hat die Classengegensätze und Classenkämpfe empfunden wie Wenige, und veranschaulicht wie kein anderer seiner Zeitgenossen, er hat unter dem unausrottbaren Bewußtsein, Unterclasse zu

sein, geknirscht, und seine täglichen Gewohnheiten und sein Drang gingen darauf aus, sich als Oberclasse vor sich selbst zu behaupten; er war schrankenlos, rücksichtlos, unzügelbar, aber er scheint nichts von dem unmittelbaren Selbstherrlichkeitsgefühl der großen Persönlichkeit gehabt zu haben, die sich naiv und selbstverständlich als Anfangs- und Ausgangspunkt ansieht und sich's nicht einfallen läßt, sich abzujagen im Wettlauf um das, was ihr von selbst gehört. Strindberg ist der echte zwiespältige Sohn dieses Plebejerzeitalters, der eines Nietzsche bedurfte — auch ein mit eruptiver Kraft sich über sich selbst hinausschnellender getaufter Plebejer — um mit einem Luftsprung über sich hinaus sich als Uebermensch proclamiren zu können.

Wo aber die Widersprüche am gehäuftesten sind und als psychologisch nothwendig verkündet werden, das ist in seiner Selbstpsychologie. Hier hat der Leser einen Unterstrom von entschlüpften Bekenntnissen von der auf der Oberfläche ausgebreiteten künstlerischen Arbeit der Persönlichkeit mit sich selbst aufmerksam und kritisch auseinanderzuhalten. Es ist sehr interessant, oft seitenlang verfolgen zu können, wie der Mangel an zärtlicher Unmittelbarkeit sich in ihm in eine peinigende Sehnsucht nach Zärtlichkeit versetzt, z. B. als Kind in dem Abhängigkeitsgefühl von der vielbeanspruchten, gewöhnlichen und ihm offenbar nichts entgegenbringenden Mutter. Es ist noch interessanter, zu verfolgen, wie beim Auftreten der Liebe er immer erst aus Gründen zu lieben scheint. Da ist seine erste Verliebtheit als Fünzehnjähriger in

ein dreißigjähriges, aufgeregtes und kränkelndes Mädchen. Sie ist der Mittelpunkt ihres ganzen Kreises, verlobt, bewundert und umschwärmt von jungen und alten Herren, darunter seinem Vater, und es ist ihm ein kitzelnder Ehrenpunkt, sie von Allen abzuziehen.

Ein Gefühl von Widerwillen, das er später so oft neben der Liebe schildert, geht schon hier durch ihre zärtlichen tête-à-têtes, in denen sie die mütterliche Ueberlegenheit — ob echt, ob unecht, ist nicht zu entscheiden — stark hervorkehrt, wodurch sie ihn vollständig bezaubert und gewinnt — immer das gleiche Manöver aller später von ihm geschilderten Frauen. In der Erinnerung beim Niederschreiben aber kann er sie nicht lächerlich und abstoßend genug schildern, sich nicht genug thun in Aeußerungen des Abscheues und Widerwillens gegen sie, und diesen selben Zug finden wir auch in dem letzterschienenen Buche: »Die Beichte eines Thoren«. Auch hier wird eine gewesene Geliebte und halbe Braut wie ein Abschaum geschildert, ebenso wie die andere, später geheiratete, vornehme Geliebte sich als ein Abgrund von Verworfenheit entpuppt. Und dasselbe ist mit der Braut des Uebermenschen in »An offener See« der Fall. Dieser immer wiederkehrende Zug, sich nach genossener, seelischer oder physischer Liebe mit einem Ekelschauer, in einem Wuth- und Haßparoxismus zu entfernen, ist durchgängig in der Strindberg'schen Dichtung.

Dieser Zug ist sehr slavisch und beim Slaven vielleicht auf das mongolische Wildenblut zurückzuführen. Man trifft ihn immer, nur schwächer, in den sonst so

delicaten Liebesschilderungen Tolstoi's. Und in der Production Strindberg's ist nur eine zweifache Erklärung möglich: entweder das Temperament des Verfassers, oder das Weib, bei dem er allzu übel ankam.

Ich habe lange fest an das letztere geglaubt. Aber nachdem ich ihn und sein ganzes Schaffen kennen gelernt und oft gelesen habe, glaube ich, das ist eine zu flache Auslegung.

Diese Wuth gegen das Weib steht im Zusammenhang mit der Empörung gegen jedes Band, jeden Zwang, jede Beziehung, jedes Verhältniß, das dauernd werden zu wollen scheint. Ueberall der gleiche Drang zu entfliehen, seine Spuren zu verwischen, sich zu isoliren, zu verstecken, undurchsichtig zu machen. Ueberall in seinen Studien, seinen Interessen, seinen Gesinnungen dasselbe plötzliche Abreißen, der verfolgungssüchtige Umschlag, überall derselbe Haß gegen die gesprengte Fessel, und jedes durchgemachte geistige und seelische Stadium erscheint ihm nachher immer als eine gesprengte Fessel. In Strindberg's ganzer Dichtung können wir den ewigen Kampf um sein ewig wechselndes Ich verfolgen; stets sehen wir ein ins Ungeheure gesteigertes Selbstgefühl, das vergeblich und wüthend nach dem eigenen Selbst Jagd macht, das die ganze moderne Wissenschaft aufbietet, um die Abwesenheit eines Mittelpunktes, einer Einheit des Ichs, um den mangelnden Schwerpunkt im Unbewußten zu rechtfertigen, zu erklären und zu verklären. Alles an ihm ist Temperament, nichts zusammenhängendes Denken; er haßt den Zusammenhang wie

eine persönliche Verkleinerung, er will der Unfaßbare sein, über den Niemand Bescheid weiß, und vor den er als Strohmann einen Mustermann schiebt, wie den unglücklichen »Vater«, wie Axel in den »Cameraden« der seine eigenen Bilder vom »Salon« zurückzieht, damit die von ihm gemalten Bilder seiner Frau angenommen werden, wie der zweite Mann in den »Gläubigern«, der sich ergeben von einem weiblichen Vampyr aussaugen läßt, wie der »Thor« in der »Beichte eines Thoren«, der die Frau eines Andern mit einem reinen Madonnencultus liebt, und als er das Dampfschiff vorüberkommen sieht, mit dem sie eine Besuchsreise zu Verwandten macht, in die See geht, immer weiter, weiter, magnetisch von dem Schiff angezogen, auf dem sie sich befindet, der darauf später ihr Mann wird und nach und nach unglaubliche Details von Verworfenheit an ihr entdeckt ohne sich loszureißen, ohne jenen entscheidenden, unbezwinglichen Ekel zu empfinden, durch den das Losreißen nicht mehr ein Willensact, sondern ein fast unbewußte Handlung wird. Wer kennt alle diese Züge nicht aus der russischen Literatur? Schon Turgenjew hat den schwachen Mann geschildert, den ein brutal wollüstiges Weib gefangen hält (Sacher-Masoch's, der einer Perversität den Namen gegeben, brauche ich nicht erst zu erwähnen), der im Liebesverhältniß der Passive ist, der sich aussaugen und zu Grunde richten läßt, der sich dabei selber zusieht und sich verachtet.

Sich verachtet! Da finden wir den Unterschied und vielleicht auch, wenn ich so sagen darf, den psychologischen

Triebsand in der Strindberg'schen Dichtung. Ich nehme an, wir sind im Voraus darüber einig, die großen russischen Dichter seien ehrliche Psychologen. Dostojewski möchte ich freilich in Manchem davon ausnehmen, er hat Manches zu verheimlichen, man könnte stellenweise den Finger darauf legen, wo er einen falschen Zug unterschiebt, wo er Erfahrungen unterschlägt, auf die im dichterischen Empfängnißaugenblick der Plan gebaut war. Aber Turgenjew's, Garschin's, Tolstoi's Dichtung hat nie geschielt, weder in sich hinein, noch nach dem Publikum. Und ihre von einem, die »männlichen Vorrechte« an sich reißenden Weib geliebten Männer sahen klar in sich und verachteten sich.

Nicht so der Strindberg'sche Mann. Er schreit wehe unter dem eisenbeschlagenen Pantoffel, aber er *achtet* sich; er achtet sich unbegrenzt hoch; er achtet sich doppelt hoch wegen seines Aushaltens bei der frechen Teufelin, die ihn deswegen verhöhnt; er bezeichnet dadurch eine höhere Entwicklungsstufe, und vor allen Dingen: er ist unglaublich moralisch. Der Strindberg'sche Mann im Allgemeinen und besonders in den Weiberhaßstücken ist von einer Moralität, wie sie das Neue Testament nur von den Bischöfen verlangt, wenn es sagt: »er sei *eines* Weibes Mann« und wie sie sonst nur von Björnson und in christlichen Jünglingsvereinen gefordert wird; er ist immer streng monogam, denn die Monogamie ist eine *höhere* Entwicklungsstufe; das Weib dagegen ist immer polygamisch, denn das Weib und die Polygamie bezeichnen eine *niedere* Entwicklungsstufe. Und dieser monogamische

Mann ist auf das Weib mit den Mehrzahlgelüsten verpicht, desto verpichter, je verworfener es ist, desto gefesselter, je nichtswürdiger es ihn behandelt; siehe »Die Beichte eines Thoren«. Mir scheint, es liegt darin ein verwandter Zug mit der Neigung des »Sohns der Magd«, von dem in der Selbstbiographie erzählt wird: die frischen, rothwangigen Mädchen in der Tanzstunde waren ihm gleichgiltig die wachsbleichen dagegen mit den schwarzen Schatten unter den unnatürlich glänzenden Augen, diese hochgradig anämisch Hysterischen, zogen ihn unwiderstehlich an. . . . . .

II.

Auf diesem Hintergrund von Strindberg's Persönlichkeit und Temperament, wie es ursprünglich war und wie es sich durch die Reibungen mit seinem Gesellschafts-Milieu und unter dem Einfluß der Zeitatmosphäre noch schärfer ausprägte, möchte ich jetzt seine Frauengestalten eine nach der anderen hervortreten lassen. Es ist eine lange Reihe unheimlicher, schädlicher, herzloser, brünstiger Geschöpfe, anfangs einnehmend und verlockend, so lange der Mann noch jung und dupirt war, später, je mehr er das Großgehirn ward, das die Kleingehirne durchschaute und abmalte, immer megärenhafter, reizloser, perverser, bis endlich der Tag kommt, wo der Mann mit dem Großgehirn hinreichend alt und weise geworden ist, um nicht nur seinen Geist, sondern auch sein Blut nicht länger nasführen zu lassen, und das Weib, dessen Name Gemeinheit ist, definitiv verläßt.

Das Weib? Ja, denn es ist immer nur ein Weib, ein und dasselbe Weib, das er in all den Hauptwerken seines vierzehnjährigen Schaffens geschildert hat. Es ist ein Typus ohne Abweichungen und ohne Mannigfaltigkeit, ein Typus, der sich in jeder neuen Dichtung, die er erscheinen ließ, in derselben Richtung weiter entwickelte, ein Typus, an den er sich anklammert, als hielte er damit den Resonanzboden fest, auf dem allein seine Dichtung ihre schneidenden Mißklänge spielen konnte.

Schon in dem ersten Buch, mit dem er durchschlug, dem »Rothen Zimmer«, ist er vorhanden. Der Held des Buches, Arvid Falk, ist Strindberg selbst. Er ist ein Mensch, der sich selbst noch nicht gefunden hat, der nicht wagt, an sich zu glauben, der auf keine Zukunft hofft, ein armer Junge ohne Mittel, der sich von jeder großmäuligen Selbstsicherheit einschüchtern läßt, — mit einem Worte die gepeinigte, herumgestoßene, eigenartige Persönlichkeit vor ihrem Erwachen zum Bewußtsein.

Es ist nur ein Weib in diesem Buch, die Schwägerin Arvid Falk's, die sich hinaufgeheiratet hat, eine faule Langschläferin, eine grobe, lügenhafte Person, dumm und gemein.

Diese beiden Typen: der schüchterne Mann, der scheue Wilde, und das satte, rohe Weib, die allerdings hier noch nichts mit einander zu thun haben, sind das, worauf der Blick des jungen Genies zuerst gefallen: sein Ich und sein Weibtypus.

In »Herrn Bengt's Gattin« hat er schon Körper und Temperament. Es ist ein Stück über alle Phasen

des Weibes: Schmachten, Liebeseligkeit, das Kind, Ehezerwürfnisse, Koketterie mit Anderen, Versöhnung; ein Stück, wie geschrieben im Liebesrausch. Eine Weibschilderung voller Bewunderung nach außen, voll psychologischer Enträthselung nach innen. Ein Werk wie von einem Hellseher, der im Wachen die Frau anbetet, die er im Schlaf durchschaut und schon verabscheut. »Herrn Bengt's Gattin« wurde mit Strindberg's Gattin in der Titelrolle auf dem »Dramatischen Theater« von Stockholm mit großem Erfolg für den Dichter und seine adelige, als Schauspielerin damit durchschlagende Frau gegeben. Darauf kamen die »Heiraten«, zwölf Ehegeschichten, ein Buch, das schwarz war wie der Einschlagfaden des Lebens, der Schmerz am Anfang und Tod am Ende heißt. Sie schildern die zahme Liebe vom Schluß des neunzehnten Jahrhunderts, die, wohlgebunden an Händen und Füßen, über ökonomischen, pathologischen und »allgemein menschlichen« Abgründen ihre Spanne Dasein hinlebt. Sie schildern den jungen Mann, der als Student sich mit dem vollentwickelten vierzehnjährigen Mädchen verlobt und dem im zehnjährigen Brautstand die blühende Geliebte zu einem mageren, nervösen, flachbusigen Wesen einschrumpft, das er ohne Liebe heiratet, das immer dürftiger wird unter zahlreichen Geburten. Sie schildern, wie der mittellose junge Mann das arme junge Mädchen heimführt und sie dem Kindersegen nicht zu steuern wissen, für den die Einnahmen nicht zureichen, der sie Beide aus ihren gesellschaftlichen Kreisen verdrängt, im Hause isolirt, in Hintergassen zu wohnen

zwingt, wo die spielenden Kinder von den Abflüssen der Gossen mit Schmutz bespritzt werden.

Sie schildern, wie der junge Notar und seine junge Frau leichtsinnig ihrer jungen Ehe bei seinen Mittagen leben, weil man doch nur einmal jung und eben verheiratet ist. Und als das Kind kommt, da kommt auch der Executor, und die schöne Einrichtung wandert in die Taschen der Gläubiger, und der alte Major Schwiegerpapa, der das schon Alles hat kommen sehen, nimmt brummend Tochter und Großkind zu sich, und der junge Ehemann wird Cölibatär. Oder ein Mann, der durch Anlage und Temperament anhänglich und zur ehelichen Treue voraus bestimmt ist, nimmt sich eine Frau aus guter Familie und findet sie liederlich und verworfen durch Anlage und Temperament. Er muß ihre Reitstunden bezahlen und ihre Liebhaber bewirthen, ihre Kinder warten und ihre Trunksucht verheimlichen, — denn er hängt an ihr fest, er kann nicht weg von ihr, er ist monogam, trotz seiner besseren Einsicht.

Oder er schildert die Ehe eines Privatdocenten mit einer schönen geschlechtslosen Adelsdame, einem Weib, in dem nie ein Weibgefühl sich geregt hat, das seinen Naturzweck verabscheut, aber die gesellschaftlichen Vortheile der verheirateten Frau genießen will und sich ihrem Mann nur dann nicht versagt, wenn sie etwas von ihm erreichen will. Und der arme, ehrliche Kerl läßt sich um ihrer knapp bemessenen Liebkosungen willen in alle Vereine und öffentliche Veranstaltungen wählen, in denen ihr leerer Ehrgeiz zu glänzen wünscht. Und wird schließlich sehr

gegen seine Neigung auf ihren Wunsch Reichstagsabgeordneter. Und mitten in dieser allgemeinen Gequältheit, in diesen ökonomischen und seelischen Entbehrungen, hat Strindberg sich selbst geschildert in der Novelle: »Der Familienversorger«, ein Schriftstellerinterieur, das viele seiner Berufsgenossen als ihr eigenes wiedererkennen werden. Da handelt es sich vom Morgen, wo der große Dichter aufsteht und sich selbst seinen Kaffee kocht, weil Frau und Dienstboten noch schlafen, bis zum Abend, wo er sich todtmatt auf's Bett wirft, nur um Geld! Geld! Geld! um jene einzige unfruchtbare Sehnsucht, von der unsere Zeit besessen ist, um das ewige Mittel, das ewig zum Zweck wird. Die Kinder laufen ohne Aufsicht herum, während die Dienstmädchen Romane lesen und die Gattin sich von ihren Freundinnen wegen der Vernachlässigungen ihres Mannes beklagen läßt. Sein Morgen geht hin mit fieberhafter Production, die ihn bis zur Ohnmacht erschöpft, da er die Peitsche der Angst und Ungewißheit immer im Nacken fühlt, dann kommt die Post, die er mit Herzklopfen aufmacht, der übrige Tag bis zum späten Mittagessen verstreicht unter Verhandlungen mit habgierigen Verlegern, mit drängenden Gläubigern, unter Correspondenzen in drei Sprachen mit fremden Blättern, unter Lectüre von Recensionen, wo anonyme Neider ihn um die Gunst des Publikums, von der er lebt, zu bringen suchen, ihn betasten mit schmutzigen Fingern und Schmutzflecken auf seine Dichtung und seinen Namen setzen. Und er ist wehrlos. Wie soll er das namenlose Ungeziefer treffen, das ihm seine Maden in's

Fleisch legt und wieder davonfliegt? Dann kommt das Mittagessen in der fremden Pension, wo man von dem berühmten Dichter Geist und witzige Unterhaltung verlangt und sich beleidigt fühlt, wenn der erschöpfte Mann mürrisch und dyspeptisch auf seinen Teller stiert. Und Abends, wenn er bei seiner Familie sein möchte, dann ist die Frau in Gesellschaft oder auf Vergnügungstouren. Und eines Tages ist der überarbeitete »Familienversorger« plötzlich verstorben, seine Frau fällt vor der Leiche in die erforderliche Ohnmacht, und die Freundinnen und alten Weiber mit und ohne Unterrock rufen in schmerzlichem Beileid: »die arme beklagenswerthe Frau! Immer war er unzart gegen sie, im Leben wie im Tode!«

Wie man sieht, es ist das wirkliche Leben, das Strindberg in seinen »Heiraten« geschildert hat, das wirkliche Leben, das die Vielen leben und die Wenigen sich eingestehen. Es ist die tiefe Unzulänglichkeit der innigsten Verhältnisse, wie sie weder von unseren Großvätern, noch von unseren Vätern, wie sie nur von den Menschen der Achziger-Jahre des neunzehnten Jahrhunderts empfunden wurde. Dem Geschlecht unserer Tage bleibt von Allem ein bitterer Nachgeschmack auf der Zunge, von der Freude, wie vom Leid; ein Nachgeschmack, den es mit Mineralwässern und Badereisen und Verdauungspillen und Pastillen umsonst loszuwerden sucht, denn er kommt nicht aus dem Magen, sondern aus der Seele, aus der Unfähigkeit zum vegetativen Leben, zur unbewußten Resignation. Aber bisher war diese tiefe, peinigende Unbefriedigung noch ganz allgemein und auf

Alles ziemlich gleich vertheilt in Strindberg's Production, ein paar Jahre nach dem Erscheinen der »Heiraten«, und es vollzieht sich ein Umschlag. Das allgemeine Zeitbild tritt zurück; Alles spitzt sich zu auf das Weib und das Verhältniß des Mannes zum Weibe. In wenigen Jahren erscheint eine Reihe von Weiberhaßdramen, die ohne gleichen sind in der Weltliteratur. Es war um dieselbe Zeit, als in Skandinavien die Frauenemancipation und Damenliteratur in ihrer Blüthe stand und die Luft erfüllt war von Rufen nach Gleichberechtigung der Geschlechter, Eigenthumsrecht der verheirateten Frau, physischer Reinheit des Mannes bis zur Ehe u. s. w.

Man kann nicht behaupten, daß die schwedischen Damen die neue Weltordnung mit Grazie in Scene setzten. Selten hat man Anmuthsloseres gesehen als die Art, wie damals zum Theil ganz vernünftige weibliche Forderungen den Männern verleidet wurden. Das Weib vergaß seine Weibnatur und verließ sich auf seinen Dickschädel und Ellenbogen. In dieser seiner Vermännlichung wurde es von Niemanden ernster genommen, als von Strindberg. Er entbrannte in der Wollust des Kampfes. Bis an die Zähne bewaffnet mit dem ganzen Arsenal männlicher Ueberlegenheiten, Taschen und Gehirn vollgestopft von den allerneuesten Errungenschaften der Forschung, zog er aus, die Amazonen zu bekriegen. Vor Allem aber zog er aus, um bei ihnen zu sein. Denn er liebte den Emancipationstypus. Das Emancipationsweib reizte ihn, was die frommen Gretchen nicht vermochten. Und weil er es liebte und von ihm erregt

ward, darum haßte er es; denn der Haß war für ihn die Form der Berührung der Geschlechter mit einander.

In drei Dramen nahm er die Ehefrau aufs Korn. Der erste Angriff geschah im »Vater.«

Die Fabel des »Vaters« ist wohl schon ziemlich bekannt. Ein Rittmeister unterliegt den drei Weibern in seinem Hause, wird von ihnen halbwahnsinnig gemacht und für ganz wahnsinnig erklärt und (nicht blos figürlich zu nehmen) in die Zwangsjacke gesteckt. Diese drei Weiber sind: seine Frau, seine (unsichtbare) Schwiegermutter und seine Amme. Alle drei halten zusammen. Die Frau und die Amme machen ihn verrückt mit ihrer Kleingehirndialektik, die Schwiegermutter läßt nur von Zeit zu Zeit ein befehlendes Klingeln hören, das seine augenblickliche Vernachlässigung herbeiführt.

Warum halten aber diese drei Frauen zusammen gegen den Mann und Hausherrn? Die Amme und die Schwiegermutter, sagt Strindberg, sind über die Jahre, demzufolge geschlechtslos, demzufolge Mannhasser. Gut. — Aber die Gattin? — Die Gattin ist auch Mannhasser. — Warum? — Weil alle Weiber Mannhasserinnen sind — mit aussetzenden Augenblicken. — So? Schön! Aber damit haben wir noch keine Erklärung, weshalb die Amme, die Schwiegermutter und die Frau zusammenhalten? Verträglichkeit unter einander ist nicht gerade eine besonders weibliche Eigenschaft, und daß *seine* Amme sich mit *ihrer* Mutter vertragen sollte in unausgesetztem täglichem Zusammensein, das ist schon beinahe unwahrscheinlich. — Aber sie halten trotzdem zusammen.

Warum? — Um ihm Bücherſendungen zu unterſchlagen, die Schwiegermutter herauszupflegen und das Kind zu verziehen. — Alſo aus angeborener Bosheit. Schön. Aber warum kehren ſie dieſe Bosheit nicht gegen einander? — Weil ſie alle drei gleich dumm ſind und ſich darum in ihrer gegenſeitigen Geſellſchaft am beſten befinden. — Merkwürdig! die noch junge, noch hübſche Gattin langweilt ſich nicht mit zwei alten Weibern? Da iſt wohl was faul im Staate Dänemark? — Nein, es iſt nichts faul, das iſt der normale Zuſtand in allen Familien. — Ja, aber Herr Rittmeiſter, haben Sie ſich auch ſchon jemals gefragt, ob Ihre Frau auch von Ihnen befriedigt iſt? — Auf dieſe Frage pflegt der Verfaſſer eine Antwort zu geben, die wir ihrer Unverblümtheit wegen nicht hierher ſetzen können. Ich glaube aber, der Verfaſſer macht ſich damit die Pſychologie des Weibes zu leicht. Die Herren der Schöpfung ſind manchmal etwas eitel. Das Weib nimmt in den meiſten Fällen, da die Auswahl beſchränkt und der Termin kurz iſt, den, den es kriegt, aber in vielen Fällen mag es nachher den nicht, den es gekriegt hat. Um ſo weniger, je verliebter er iſt. Und da iſt gleich der tragiſche Conflict. Der Mann merkts nicht und liebt weiter, das Weib merkt, daß er nichts merkt, wird an ſeiner empfindlichſten Stelle beleidigt und legt ſich aufs Quälen. Er duldet und liebt. Aber er liebt täppiſch und brutal. Nun iſt die Frau obenauf. Sie ſieht, daß er ſie nicht durchſchaut, und damit iſt ſie ſeiner ſicher, ſie weiß, daß ſie ihn nicht los wird, und das ſtachelt ihre Galle immerwährend auf, ſie fühlt, daß ſie ſtraflos iſt, und darum wird ſie nach

und nach zur Furie. Wer ist nun der Dumme von den beiden?

»Die Kameraden« behandeln dasselbe Problem. Axel opfert sich in sclavischer Unterwürfigkeit für seine Frau. Sie hat malerische Ansprüche. Er malt nicht nur ihre Bilder, sondern er sorgt auch dafür, daß sie für den Salon acceptirt und seine angewiesen werden. Er schafft mühsam das Geld und sie wirft es weg auf Gelagen mit ihren Freundinnen und Freunden. Verliert er die Geduld, so verführt sie ihn zur Liebe. Er lebt nur für sie; aber sie bleibt ewig außer ihm, fremd, kalt, plump kokett, leicht gereizt von anderen Männern, eine allzu zärtliche Freundin ihrer unverheirateten Freundin. Die Gesellschaft, die sie ihm ins Haus bringt, ist eine ganze Menagerie von Verworfenheiten. Ein anderer, noch unglücklicherer Ehemann tritt auf und spricht sich mit Axel aus. Seine Frau ist Säuferin seit vielen Jahren, seine Töchter, noch ganz jung, sind seelisch prostituirt; er hat sie aber immer bei der Mutter bleiben lassen, denn er liebt sie. Der Dialog zwischen Mann und Frau ist Gezänk mit wahrhaft genialen Variationen eines beschränkten Themas. Hier wie im »Vater« dieselbe Dialektik des Großgehirns mit dem Kleingehirn, die immer damit endet, das Großgehirn ganz wirrig und doch ganz verpicht auf Fortsetzung der Klopffechtereien zu machen. Facit: Frau hinauswerfen und Lebensekel.

Oder: »Die Gläubiger«. Dasselbe Weib, derselbe Mann, letzterer diesmal in zwei Hälften gespalten — ein dialektisches Großgehirn und ein empfindlicher Nerven-

knäuel. Der empfindliche Nervenknäuel wird epileptisch vor Erschöpfung, das Großgehirn, das so lange ohne weibliche Hälfte gelebt hat, hat alle Kräfte beisammen und auf Zinseszins gelegt und seine Dialektik gewetzt zu der Schärfe eines Rasirmessers. Vermöge dieses dialektischen Rasirmessers vollzieht es den Schnitt zwischen Thekla und Adolf; da sie sich aber schluchzend über den vom Schlage vor ihren Augen Getroffenen wirft, sagt das Großgehirn durchdonnert: sie hat ihn d o c h geliebt! — Ob?

In seiner Dichtung »Fräulein Julie« prallen die Oberclaß- und Unterclaß-Instincte auf dem centralsten Gebiet mit fürchterlicher Wuth aneinander. Hier siegt Jean, der Sohn der Magd, im brutalen Kampf mit dem Weibe, der aufrichtigst gezeichnete Mann, den Strindberg geschaffen hat. Dies Stück war wie ein großer Befreiungsact vom Weibe für Strindberg; später in dem »Spiel mit dem Feuer« siegt wieder der Mann — zum Siege gehört immer ein ungezwungenes Heruntermachen der Gegnerin — und in »An offener See« triumphirt der Uebermensch über die zweideutige Jungfrau, deren unzweideutige Liederlichkeit er merkwürdig spät für einen Großgehirnadelsmenschen durchschaut, indem er zur Strafe eine Nacht bei ihr verbringt und sie dann ungeheiratet sitzen läßt.

III.

Eine von Strindberg's weniger bekannten und literarisch unbedeutenderen Arbeiten ist der Roman »Tschandala«. Als Beitrag zur Psychologie Strindberg's aber ist er ein's seiner werthvollsten Werke.

Strindberg war beim Miethen einer Sommerwohnung an in der Gegend bereits berüchtigte Wirthsleute und in ein schlechtes Logis gerathen. Mit diesen beiden Uebelständen, die ein gewöhnlicher Mensch wahrscheinlich sofort durchschaut hätte, begann seine Phantasie zu arbeiten und ließ sie zu einem ganzen Buch mit riesigen geistigen Proportionen anschwellen. Die äußeren Umstände bleiben dieselben, die Handlung ist um ein Jahrhundert zurückverlegt und wird zu einem Kampf zwischen dem Adelsmenschen, dem Großgehirn, mit Pöbelnaturen und Kleingehirnmenschen, die ihn umgarnen, aussaugen und zu Grunde richten wollen. Ein Grund ist dazu nur vorhanden in dem Neid der niedrigen Geister und kleinen Seelen auf das Hohe und Große. Man begreift zwar nicht recht, wie der gelehrte und ausgezeichnete Mann in der als äußerst ekelhaft geschilderten Umgebung mit seinen Kindern aushalten kann — es sei denn aus Geldmangel für einen Umzug — und man begreift noch weniger, weshalb er sich mit dem Pöbel, der ihn umgibt, einläßt, es sei denn aus psychologischer Neugier. Schon hat der Zigeuner, der das Haus als Liebhaber der Wirthin regiert, ihn fast in seiner Macht, da beschließt der gepeinigte Miether ihn durch Schrecken, dem der unwissende Mensch so zugänglich ist, zu vernichten. Er lockt ihn Nachts auf die Wiese hinaus und läßt aus einer Laterna magica übermenschlich große Schreckgestalten an ihm vorüberwandern. Das Ziel wird erreicht. Der gepeinigte und beschränkte Zuschauer und Hauswirth stirbt an Gespensterfurcht.

Man sieht an diesem einen Zuge, in welcher Weise Strindberg Erlebnisse verarbeitet; man sieht auch, daß seine Phantasie so beschaffen ist, Alles ins Ungeheure und Ungeheuerliche zu steigern. Dieser Zug ist typisch an ihm. Diese Phantasie ist keine zahme und gesittete Bürgermannsphantasie mit geschwächten und abgestumpften Organen, wie sie sonst in der Literatur gewöhnlich ist. Sie ist die Phantasie eines Wilden, in dem auf dem Resonanzboden der Furcht jeder Eindruck einen tausendfältigen Widerhall findet. Sie ist frisch wie der Wind, der aus den Bergen weht und unaufhaltsam wie er. Sie gibt Alles aus erster Hand. Darauf beruht ihre Macht. Man mag hinterher noch soviel gegen Strindberg's Begründungen einzuwenden haben, im Augenblick, wo man sie liest, ist man gefangen. Es hat nie einen Dichter gegeben, der mit so brutaler Autorität überzeugt wie er.

Während man im Bann seiner Schöpfungen ist, erscheint immer Alles glaubwürdig, ja einzig so möglich. Ueber der allgemeinen Wahrheit der Hauptzüge vergißt man die vielen Schrullen, die nie fehlen, die Ueberhäufung mit Schlechtigkeitszügen, mit denen er nie unterläßt seine Feinde: das Weib und den Unterclassenmenschen — dem er sich einst verwandt und von dem er sich jetzt verfolgt fühlt — zu bedenken.

Der zweite Grund seiner ungeheuren Wirkung, die er auf die jüngere Generation im Norden ausgeübt hat und jetzt in Deutschland auszuüben anfängt, — obgleich wohl die norddeutsche Grenze auch seine Grenze sein

wird — ist, daß er so vollkommen ein Sohn dieser zerrissenen, friedlosen, überreizten Zeit ist, dieser Zeit mit ihrer Décadence und Barbarei, die ineinandergleiten. Er hat das Plebejerthum, den Snobbismus, die moralisirende Heuchelei, die verkrümmten Triebe des Gegenwartsmenschen in seiner Dichtung und zugleich das Gegentheil von Allem: die übermenschliche Anstrengung des Sichübersichhinausschnellens, das Jenseits von Gut und Böse, die ungetaufte, grandiose Sinnlichkeit, die Empörung gegen den Femininismus des Frauencultus. Er ist der Schrei der sich empörenden Natur in einer faulen Gesittung. Er ist der Doppelmensch von heute, der zugleich angefressen und gesund, zugleich die getünchte Grabstätte abgestorbener Vergangenheit und das Gefäß der Zukunft ist. Er spiegelt seine geheime Leiden, seine halbbewußte Verlogenheit, seine selbstdurchschaute Ueberhebung, den Gott und die Bestie in ihm.

Und das Alles zusammen hätte seinen Namen doch nicht zu einer Fackel gemacht, die lange brennen und leuchten und noch längere Zeit für das gehalten werden wird, was sie doch nicht ist: einer von den ewig neuaufziehenden Sternen.

Was dazu mitwirkte den rothen Feuerschein zu schaffen, der von ihm ausgeht, das war zweierlei: erstens seine Sprache, die nur schwedisch ihre ganze Wirkung hat. Deutsch hat sie einen ganz anderen Charakter, da ist sie hart, nüchtern, blechern. Aber schwedisch ist sie wie das Meer, das an den Küsten brandet und von ferne donnert, wie die Trompete, die ihre Kampfsignale durch

die Nacht schmettert, wie das Schicksal, das in kurzen, dumpfen Schlägen pocht: ich bin da, ich bin da!

Es gibt nordische Dichter, bei deren Uebertragung man die deutsche Sprache Symphonien spielen lassen kann, durch die man sie neue Nuancen lehrt und sie mit neuen Rhythmen und Worten bereichert. Aber wenn man Strindberg übertragen will, so steht man da leer und arm: schwedisch klingt es wie Glockenerz, deutsch klingt es wie Blechgeklimper.

Der zweite Zug, der Strindberg in seiner Zeit dastehen läßt als ein Riese, ist sein Materialismus. Er hat die materialistische Lebensanschauung, die materialistischen Ideale, den materialistischen Verstandescultus, die materialistische Auffassung des Geschlechtslebens. So tief die Probleme sind, die er aufgräbt, so flach ist immer seine Erklärung. Alles in seinen Schilderungen ist rechtwinkelig, klar, scharf, unabgetönt; er ist wie ein Untersuchungsrichter der nur das, was über der Bewußtseinsschwelle liegt, herausinquirirt, der nur das sieht, was auf diesem dürren Boden wächst. Das reiche, fruchtbare Land unter dem Bewußtsein, das Land, wo Alles, was ist, organisch wachsen muß, wie die Frucht im Mutterschoß, das ist für den materialistischen Großgehirn-Adelsmenschen noch nicht entdeckt.

An dieser Eckigkeit und Grobzugehauenheit des Geistes ist besonders sein Uebermensch in »An offener See« gescheitert, an ihr scheitert jedesmal seine Psychologie des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Es ist eine sehr gemeine Sorte Weiber, für die allein er

den psychologischen Blick hat, oder ist er nur mit dem Weib, das voll geheimer wüthender Abneigung gegen den Mann ist, der es besitzt, in Berührung gekommen?

Als Materialist gibt er das Mystische im Geschlechtsverhältniß, das eben die Liebe ist, nicht zu, aber die Vereinigung zweier Culturmenschen ohne Liebe führt im Renntempo zur Entartung, und diese Entartung hat er sehr consequent immer geschildert.

Guy de Maupassant

Die Frau „fin de siècle“.

I.

Ich kam aus einer hypnotiſchen Seance und kehrte nach Hauſe zurück über die Pariſer Boulevards. Vor den Braſſerien im Gefunkel der Glasprismen ſaßen die Sirenen des Trottoirs mit ihren Herren und tranken Bier; andere, die noch ſuchten, wanderten vor den ausgeſpannten Zeltdächern des Cafés auf und nieder. Mir fiel es auf, wie der Typus ſich ſeit vier Jahren verändert hatte: damals Alles weidenſchlank und feſt corſett-gepanzert, jetzt ein ſaloppes Hängen der Formen unter den ſtrammgezogenen Kleidern; damals lauter Knoſpen, jetzt lauter ausgebutterte Blumen. Und die Omnibuſſe raſſelten, und die ſchallende Muſik der rumäniſchen Capelle in einer der Braſſerien klang dazwiſchen, und die Menge trieb ſich vorüber, und es ſtach Einen in die Augen von lauter echten und falſchen Brillantenblitzen und langen, echt oder künſtlich funkeln-

den Blicken. Und alle diese Gesichter, die an mir vorüberzogen, flossen zusammen mit denen, die ich eben in dem überhitzten Saale der hypnotischen Sitzung gesehen, und all das Parfüm, das hier zerflatterte, wurde in der Erinnerung meiner Geruchsnerven wieder zu dem durchdringenden Moschus-, Patschouli- und poudre-de-riz-Duft, den die Pariserinnen mit sich tragen in alle Theater und alle Assembleen, in Omnibusse und Galerien, eine starke, beklemmende, künstliche Atmosphäre, raffinirt überladen und zusammengesetzt wie die Beleuchtungswirkungen, trocken wie die Farben der meisten neuen französischen Maler — eine verdächtige Atmosphäre, die durch ihren Ueberreiz eine Vorstellung von physischer Unfrische und verdecktem Welken hervorruft. Und ich sah wieder alle jene Gesichter, die sich um mich herumgedrängt hatten in der verdorbenen Luft des engen Raumes, wo der neueste Modesport, eine Vorstellung des »Cirkels der Magier«, vor sich ging, alle jene leeren, erschlafften, brutalen, gezierten Gesichter, aus denen eine Massenversammlung besteht — und auf einmal kam mir zum Bewußtsein, was ich lange instinctiv empfunden, der Unterschied zwischen dem Blicke dieser Rasse und dem Blick jener anderen Rasse, der ich selbst angehörte, und die in ihren Volksvarietäten zu verstehen ich mir nicht ganz vergebliche Mühe gegeben.

Was sich zu jenen hypnotisch-magnetischen Experimenten einer neuen theosophisch-literarischen Secte junger Franzosen, »der Eingeweihten«, versammelt hatte, das waren Mitglieder der kleineren Bourgeoisie, Herren und

Damen aus allen Gesellschaftskreisen, und jener Eindruck war mir plötzlich gekommen, als ich unter dem Riesendache eines rosenkranzumwundenen Strohhutes die sonderbar todtenhaft verglasten Augen einer lächelnden Schönen von unbestimmbarem Alter erblickte. Sie hatten mich frappirt, diese häufigen Cadaver-Physiognomien, diese fast durchschnittliche Unbestimmbarkeit des Alters des Pariser und der Pariserin. Man traf sie gleicherweise bei ganz jungen und sehr gereiften Leuten, mitten in der unterstrichenen Jugendlichkeit etwas Aschgraues in der Hautfarbe, etwas wie ein Hauch von Moder, der an Einem vorüberstrich, etwas Ungreifbares, Verrätherisches, wie von vorzeitiger Erschöpfung. Im Norden sieht jeder Mensch ungefähr so alt aus, wie er ist, nicht nur nach der festen Norm der Jahre, sondern auch nach der verschiebbaren Norm jener persönlichen Altersgrenzen, die von der Lebenskraft bestimmt werden. Dort gibt es alte und junge und mittelalterliche Menschen. Aber hier ist über den Meisten ein »weder alt, noch jung«, und für die Frauen gibt es kein mittleres Alter. Woran liegt das? Blos an den Künsten einer nichts eingestehenden Toilette? Oder liegt es an jenem memento mori alter Culturvölker, der Unechtheit der Empfindung —? Wenn man die französischen Modejournale und die Gesichter der jungen Französinnen vergleicht, nehmen sich die ersteren aus wie Porträts. Hier und dort dasselbe süße Lächeln, das den Mund klein und spitz macht, dieselbe beabsichtigte Lieblichkeit, derselbe gemachte Charme, die artificielle Persönlichkeit, das Achtgeben auf sich selbst,

das das darunterliegende Weib so lange maskirt, bis es sich in diese Maske hineingewachsen und jene Unmittelbarkeit, die Alter, Seele, Impuls ist, verloren hat. Ja, man kann diesen Frauenschablonen, diesen gemachten Gesichtern überall begegnen, das ist wahr. In Deutschland hat kein kleiner Bruchtheil der Damen der guten Gesellschaft die Physiognomien der Illustrationen in den Familienjournalen; in Schweden ist die Indignationsliteratur der schwedischen Schriftstellerinnen ihren Mitschwestern wie eine Elle in Rücken und Nacken gefahren. Aber unter all' dem liegt etwas Anderes, etwas absolut Wesenverschiedenes, etwas wie ein breiter, noch nicht zur Hälfte umgebrochener Naturgrund in der germanischen, gegenüber einem mehr und mehr geschmälerten und fast ausgesogenen Naturgrund in der gallischen Rasse.

Und was mir in all' diesen unruhigen, blanken, gespannten oder lüstern verschleierten Augen auffiel, das war nicht der Seelenschlummer in über Bier und Toddy brütenden nordischen Blicken, das war etwas Leeres, wie in dem Auge eines todten Thieres, eine Abwesenheit von Wärme, ein hintergrundloser Blick, der Blick des Verlangens ohne Innigkeit, der Lust ohne seelische Hingabe, der Narcissusblick des sich selbst bespiegelnden Selbstgenügens...

Der Omnibus, mit dem ich weiter sollte, war noch nicht am Halteplatz; ich blieb vor einem der Buchhändlertische mit ausgelegten Novitäten stehen. Da lagen in einer Reihe nebeneinander: »Flirt« von Paul Hervieux, »L'amour artificiel« von Jules Cazes, »L'inutile

beauté« von Guy de Maupassant, und sein »Notre coeur«. Sie lagen da wie eine Fortsetzung meiner Gedanken, wie eine Bestätigung jener Beobachtungen, auf die ich mich selbst noch nicht verließ. Ich trat näher und betrachtete »Notre coeur«. »Dritte Auflage« stand auf dem Titelblatte, das heißt dreißigstes Tausend in vierzehn Tagen. Ich ging weiter. Und ich dachte an das Neue, was dieses Buch enthielt, und an das Alte, das ihm in vierzehn Tagen die dritte Auflage verschafft. Altes und Neues durcheinander, Kühnheit und Convention, das ist das Geheimniß der scharfblickendsten und feinsten modernen französischen Romanciers, der Guy de Maupassant und Paul Bourget und J. K. Huysmans, und daneben jene unerreichbare Kunst des Erzählens, jene einfache, knappe Klarheit des Vortrages, in der Guy de Maupassant der Meister unter den Dreien ist.

Aus einer Seitenstraße kam ein offener Wagen gefahren. Eine zierliche, hellgekleidete, kleine Frauengestalt lag in ihm zurückgeworfen, wie erschöpft vor Ermattung und Ekstase, den Kopf auf dem Rückpolster der Droschke, und unter ihrem großen gelben Strohhut lag auf ihrem Gesicht das Gesicht eines neben ihr sitzenden, schwarzgekleideten Herrn, der sie küßte wie besessen, ohne aufzusehen, ohne achtzugeben. . . .

Das sah aus wie die alte französische Liebe, die Liebe der Heloïse und der Manon Lescaut und der George Sand. Aber die Französinnen von heute wollen nicht mehr so lieben. So liebt nur noch die bezahlte Liebe. Die Bourgeoisie-Damen und die hautes mondaines

lieben gar nicht mehr, können gar nicht mehr lieben. Das ist, was jene drei Bücher zu erzählen haben, die auf dem Tisch des Buchhändlers neben einander auslagen: »Flirt«, »Amour artificiel« und »Notre coeur«.

Und dasselbe haben jetzt alle neuen französischen Dichtungen über die Liebe zu erzählen.

II.

Es ist ein sonderbar schwacher Pulsschlag in diesen drei Büchern, ein gedämpfter Ton, gebrochene Farben. Man sitzt in ihnen wie an einem Regentag in einem raffinirt ausgestatteten, parfümirten Salon vor einem Kaminfeuer mit rothem Glasschirm, in dem die Flamme spielt und sich vergrößert und so wunderlich einschläfernd unwirklich wird. Aber über all diesem künstlichen Behagen liegt das Frösteln des Regentages draußen, und die Seele friert und zieht sich zusammen, und all' die gemachte Home-Traulichkeit gleitet weiter und weiter weg, und rund um Einem herum ist Kälte und Leere....

Denn die Frauen, die in diesem Heim wohnen, wärmen nicht und geben nicht, sie reizen und fordern in einer ewigen Unruhe, in einem ewigen, ungestillten, unstillbaren Verlangen, in einer saugenden, quälenden Eitelkeit, die der Männer bedarf, wie der Spiegel in ihrem Toilettenzimmer, um sie um sich herumzustellen und sich von allen Seiten, in allen möglichen Stellungen und Situationen in ihnen zu betrachten.

Das ist das Neue an diesen französischen Schriftstellern, daß sie fast zu gleicher Zeit und mit gleicher

Sicherheit diesen Typus erblickt, ergriffen und festgehalten haben, einen Typus, der international ist, dem in seiner psycho-physiologischen Verwickeltheit auf den Grund zu gehen es aber der Vorurtheilslosigkeit und Frauenkenntniß eines französischen Autors als Schilderer und der moralischen Weitherzigkeit eines französischen Publikums als Leser bedarf.

Die Frauen in diesen Büchern sind solche, die man in der Gesellschaftssprache als Damen bezeichnet, die »sich nichts zu Schulden kommen lassen«. Ihr Wandel ist vorwurfsfrei, sie vergessen sich nicht. Sie halten sich innerhalb der unschuldigen Grenzen der Koketterie, sie haben dieselben zu einer Wissenschaft ausgebildet, die sie fast unwiderstehlich macht, sie sind intelligente Koketten, schöpferische Koketten, die sich selbst zu Kunstwerken machen, die auch nur als Kunstwerke, als Dinge, die man nicht anfassen darf, bewundert und genossen werden sollen; aber ihr Raffinement besteht eben darin, daß sie diesen Kunstwerken, die sie sind, mit allen Mitteln einen intensiven Schein von Leben, Seele, Leidenschaft zu geben und zu erhalten suchen. Sie, die immer Leeren, begnügen sich nicht mit den Leeren im anderen Geschlecht. Sie haben ein Bedürfniß sich mit fremdem Inhalt zu füllen und sie saugen sich an die Männer an, die Inhalt haben und ihnen den Genuß, daß sie sie leiden sehen können, gewähren. Denn sie stillen die Wünsche nicht, die sie mit verstecktem Geschick erweckt haben. Sie vergessen sich nicht.

Und es ist noch ein verhältnißmäßiges Glück für den Mann, den sie in sich verliebt machen, wenn sie sich

nicht vergessen. Denn wie gering das auch ist, was sie geben, es ist nichts so gering, wie wenn sie sich selbst geben. Und alle die Enttäuschungen, die sie ihn durchmachen lassen, sind nichts gegen die Enttäuschung, wenn er sie wirklich in den Armen hält. Denn es ist etwas sonderbar Unpersönliches, Seelenloses, nichts als ein Körper, wogegen dann sein Herz klopft; keine Wärme hüllt ihn ein, kein elektrischer Strom geht von ihnen aus, kein Glück empfindet er und macht er empfinden. Denn diese Frauen, die soviel Geist, Feinheit, Intelligenz und Reflexion haben, die so schön, so elegant, so überlegen sind — sie haben keine Natur. Sie sind wie jene tauben Aehren, die mit ihrem langen Stengel und ihrer schlanken Rispe hoch über dem Saatfeld ragen und nicken und sich wiegen und die Blicke auf sich ziehen, aber in deren Hülsen man keinen Samen findet; wie jene großen blanken Nüsse, die man knackt, und in denen ein bischen Moder ist. Sie suchen immerwährend, was in ihnen verloren gegangen ist, und darum lieben sie die Gespräche über die Unbefriedigung des Lebens, die Unstillbarkeit der Sehnsucht, die geheimen Anziehungen der Erotik, sie necken und locken und zeigen aus der Ferne und lassen errathen, was sie zu schenken haben, aber sie wollen nichts mehr als mit ihren wohlgepflegten müßigen Fingern auf der Seele des Mannes spielen wie auf einem Instrument, sie wollen den Ton klingen und vibriren hören, den sie anschlagen, sie machen sich zu Freundinnen um geliebt zu werden und zu zittern in der Wollust befriedigter Eigenliebe, und blinzeln ihrem Spiegelbilde zu und

erfinden eine neue Haarfrisur, oder ein neues geistreiches Aperçu, wenn sie sehen, daß ihnen gelungen ist, wonach sie streben, die schwache Wärme eines Reflexgefühles in sich selbst von dem Gefühl zu empfinden, das sie in dem Mann angeblasen.

Sie haben einen Liebhaber, das ist ihr Spiegel, ein Interesse, das sind sie selbst, ein Ziel: sich selbst zu empfinden. Und ihr Leben ist, sich um sich selbst im Kreise zu drehen.

Männer von diesem Schlage, sterile Egoisten, sind nicht selten geschildert worden; bei der Untersuchung der Gefühlssterilität im Weibe ist bis jetzt Niemand in die Tiefe gegangen. Die Franzosen sind hier, wie in fast jeder neuen literarischen Richtung, die Bahnbrecher. Aber im Leben begegnen uns diese Typen lange, ehe die Literatur sie erblickt und festhält, und die Frauen kennen sich untereinander längst von diesen Seiten. Und die stillen Kämpfe, die der Mann nicht sieht, und welche beide Theile, die Kokette aus Eitelkeit, die Gegnerin aus Stolz, vor ihm verbergen, sind Legion, wie die Opfer, die sie gekostet haben.

Die vorzüglichsten Typen dieser Art werden von der Befriedigung der mehr oder weniger gesellschaftlich unerlaubten Liebe, die sie wecken, nicht durch moralische Vorurtheile zurückgehalten, sie sind geistig frei; auch nicht durch Feigheit, sie sind gewandt genug der üblen Nachrede vorzubeugen, sondern ganz einfach durch ihre innere Kälte. Sie vermissen nichts. Oder ist es nur ihre Phantasie, die vermißt. Und wenn sie sich schließlich

vergessen, so ist es nicht ihr Blut oder ihr Herz, sondern es ist ihre reflectirende Neugierde, die sich vergißt.

III.

In dem Buch »Flirt« ist die Kokette ein gewöhnlicher Bourgeoisiedamen-Typus. Sie will Anbeter haben um jeden Preis und sie scheut keine Mittel um die Gleichgiltigen einzufangen, keine Demüthigungen um die Widerstrebenden fügsam zu machen, kein Hoffnungengeben um die Mißtrauischen anzulocken; sie läßt sie Alle brennen auf dem Altar ihrer Eitelkeit und ihre Huldigungen wie Weihrauch in ihr Götternäschen steigen. Im Uebrigen bleibt sie eine ehrbare Frau aus Bequemlichkeit. Ihre Toilette ist der Inhalt ihrer Seele; zu reizen und zu versagen, die tägliche Erregung, deren sie nicht entbehren kann.

»L'amour artificiel« ist ein bedeutenderes und tieferes Zeitbild. Jules Caze hat sich, von der französischen Convention freigemacht nur die erotischen Erlebnisse verheirateter Frauen zu schildern. Dies ist eine Geschichte vor der Ehe. Stella ist das junge Mädchen aus der reichen Bourgeoisie, verwöhnt, anspruchsvoll, begabt — ein wenig Emancipations-Dame mit ihrer Seelen- und Temperamentskälte, die sie für Stolz hält, mit ihrem Ueberlegenheitsgefühl gegenüber dem Mann, mit ihrer selbstbewußten Unliebenswürdigkeit, ein unfranzösischer und neuer Typus, bezeichnend für das Eindringen des Fremden in den geschlossenen Culturring der französischen Auffassungen, eine junge Dame mit dem

Ton Ibsen'scher und Kjelland'scher junger Fortschritts-damen. Ihre Geschichte ist ein fortwährendes Dürrer-werden, ein Einschrumpfen der Seele.

Sie hat eine wundervolle Stimme und ein bedeutendes Vortragstalent; aber was soll sie vortragen, da sie nichts fühlt? Die Tiefen des Lebens sind ihr fremd; ein junges Mädchen comme il faut aus der Börsenaristokratie erlebt nicht Tiefes — aus Mangel an Anlagen, aus Mangel an Gelegenheit, aus beiden; sie langweilt sich unerträglich in der Gesellschaft, zu der sie gehört, und sie hat ein Gelüst nach Sensationen; ihre Vormittage vergehen mit Selbstbetrachtungen im Spiegel Visiten und Modistinnenbesuchen, mit Kränkungen, die sie austheilt, und Einübung der nächsten Gesangspièce; aber womit soll sie sich an den Abenden zerstreuen? Sie lockt einen mittellosen, jungen Schriftsteller an sich, dem sie mit der unerfahrenen, ungestümen Koketterie des jungen Mädchens abwechselnd Avancen macht, um ihn dann wieder wie einen Hund von sich zu jagen. Der junge Mann, der das Spiel durchschaut, dem aber ihre Parfüms, ihre Toiletten und ihre kalte, sichere Schönheit seinen Arme-Jungen-Kopf verdrehen, leidet ganz hinreichend, um ihr damit eine angenehme Zerstreuung zu gewähren. Der Typus, den sie darstellt, hat sich selbst unübertrefflich in der besten Selbstbiographie, die von einem jungen Mädchen geschrieben worden, in den Tagebuch-Aufzeichnungen der russischen Malerin Marie Baschkirtzew, gezeichnet. Es ist dasselbe Fieber der Jungfräulichkeit, dasselbe wilde Anlocken des Mannes, dieselbe

Selbstvergötterung, dieselbe Unfähigkeit zur Liebe, die jenes große Talent und heiße Temperament aushöhlten und in frühe Krankheit und Tod trieben. Aber Stella ist nichts weniger als ein heißes Temperament. Sie hat jene beleidigende Bewußtheit ihrer Handlungen, die allen kalten Seelen eigen ist. Sie ergreift in ihrer Göttinnenüberlegenheit eine Initiative nach der anderen gegenüber dem armen Fanti, dem es überhaupt gar nicht in seinen bescheidenen Sinn kommt, eine junge Dame aus der Gesellschaft zu verführen. Aber Stella, die etwas voreilig mit ihrem Verlobten, der sich nicht hinreichend tyrannisiren ließ, gebrochen hat, ist neugierig geworden. Und ohne Liebe, ohne Zärtlichkeit, ohne Selbstvergessen, kalt und brutal, verführt sie ihn zum Liebesact. Ihre Herzensdürre erleidet keine Veränderung durch das Erlebniß. Als bald darauf ihr Vater Bankerott macht, heiratet sie einen alten reichen Gecken, der bisher immer der Gegenstand ihres Spottes gewesen.

In dieser Mädchenstudie ist das Neue die kalte Neugierde, der seelenlose Trieb; sie ist das vorurtheilslose Bemühen eine Frauenabart zu erfassen, die unter den vielen Zerrbildungen der Natur und Gesellschaft keine Seltenheit ist; sie ist ein Schritt auf dem Wege des psychologischen Errathens der Geheimnisse moderner Persönlichkeiten, das einen Zweig in der Dichtung der Zukunft bilden wird. Und wäre sie auch weiter nichts, als ein Wegsuchen von den Schablonen der alten Schulästhetik in der Schilderung der Menschennatur, so läge schon darin ein Verdienst.

Die feinste und tiefste Frauenstudie ist die der Madame de Burne in Maupassant's »Notre Coeur«.

Zunächst war Maupassant der Naturalist unter den modernen französischen Dichtern; damit meine ich, daß er den unmittelbarsten und klarsten Blick für den Zusammenhang und die Natur der Dinge hatte; sein Naturell hatte jene Noblesse und jenes Gleichgewicht, daß es sich nicht zwischen ihn und die Dinge schob und sie verzerrte wie ein schlechter Spiegel; es ließ sie rein auf ihn wirken; und da er jene Gesundheit hatte, die weder der digestiven Mittel des Moralisirens noch des Sentimentalisirens bedarf, so war man ziemlich sicher, bei ihm von sogenannten »Weltanschauungen«, denen man bei Daudet, Zola und Bourget nie entrinnt, verschont zu bleiben. Es sind freilich nicht die großen Tiefen, die man in einem so durchsichtigen Wasser ausmißt, aber darauf kommen wir ein anderes Mal zu sprechen.

»Notre coeur« ist ein sehr geistreiches Buch, und Madame de Burne, selbst eine geistreiche Dame, ist zugleich eine sehr geistreiche Frauenstudie. Es ist in dem Buch ein Raisonneur, ein französischer Romancier, Lamarthe, der viele Züge von Paul Bourget, unter anderen ein rastloses Interesse für die Analyse der Frau hat; dieser Mann, der liebt, um zu studiren, und in dessen Geist die intimsten Erlebnisse zu psychologischen Erkenntnissen werden, urtheilt über die gegenwärtige Generation von Damen der Gesellschaft folgendermaßen:

»Nein, das sind keine Frauen; je mehr man sie kennt, desto weniger geben sie jene Empfindung süßer

Trunkenheit, die das wirkliche Weib uns geben muß. Sehen Sie ihre Toiletten; sie sind Vögel, sie sind Blumen, sie sind Schlangen, aber sie sind keine Frauen. Unter einander zu rivalisiren und sich die Anbeter abzujagen, das ist der Inhalt ihres Lebens. Es amüsirt sie, die Männer überwältigt, besiegt, beherrscht zu sehen von der unüberwindlichen Macht der Frau. Und wie ein verborgener Instinct, der sich entwickelt, wird das nach und nach in ihnen zu einem Instinct des Krieges und der Eroberung. Nehmen Sie z. B. Madame de Burne. Jetzt ist sie Witwe. Während ihrer Ehe mit einem despotischen Tölpel ist vielleicht das Bedürfniß Vergeltung zu üben in ihrem Herzen erwacht; ein dunkles Verlangen, die Männer entgelten zu lassen, was sie von einem von ihnen erduldet, auch einmal ihrerseits die Stärkere zu sein, die Willen zu beugen, die Widerstände zu besiegen, leiden zu machen. Vor Allem aber ist sie als Kokette geboren. Ihr Herz hungert nicht nach Erregung, wie das der zärtlichen und gefühlvollen Frauen. Sie sucht nicht die Liebe eines einzigen Mannes und nicht das Glück einer Leidenschaft; was sie um sich herum haben will, ist die Bewunderung Aller; will man ihr Freund bleiben, so muß man sie lieben. Das ist nicht der echte Wein von ehemals. Die Liebe war eine andere unter der Restauration, eine andere unter dem zweiten Kaiserreich, jetzt ist sie wieder eine andere geworden. Als die Romantiker die Frauen exaltirten und träumen machten, da trugen diese ins Leben, was ihr Herz beim Lesen empfunden. Heute steift Ihr Euch darauf, allen

poetischen verführerischen Schein zu unterdrücken, die Dichtung ist trocken, wie das Leben; aber, mein Lieber, keine Liebe mehr in den Büchern, keine Liebe mehr im Leben!«

Und er fährt fort: »Sehen Sie diese Madame de Burne an, die so reizend, so liebenswürdig, so klug und verführerisch ist. Nicht ihre Wünsche quälen sie, sondern ihre Nerven. Sie denkt, sie fühlt nicht; oder sie denkt ihre Gefühle. Sie ist stolz auf ihren Geist und sie ahnt die Begrenztheit ihrer Intelligenz nicht. Nichts interessirt sie, worin sie sich nicht selbst zum Mittelpunkt machen kann. Sie erwartet zu viel von den Männern, von ihrem Werth, ihrer Natur, ihrem Charakter, ihrer Delicatesse; aber sie selbst hat niemals etwas zu geben, was nicht für Alle ist. — Wozu die Frau geschaffen und auf die Welt gekommen ist, das ist für zwei Dinge, für die Liebe und für das Kind. Aber diese Gattung Frauen ist unfähig zur Liebe und sie will keine Kinder. Haben sie zufällig dennoch welche, so ist es ein Unglück und eine Last.«

Und nun folgt jene tiefe Charakteristik dieser ganzen Gruppe von Frauen, die man in allen Ländern, auf einer gewissen Culturhöhe, in sorglosen Verhältnissen trifft, dieser Schönrednerinnen, die sich für alles Mögliche interessiren und begeistern, verwöhnte Wesen mit vielen Bedürfnissen und gemachter Einfachheit. Die Schilderung dieser »détraquées contemporaines«, zu denen Madame de Burne gehört, ist Lamarthe in die Feder gelegt, »der diesen Typus zuerst in seinem Roman ‚Eine von ihnen‘

beschrieben«: »Eine neue Rasse von Frauen, durch ihre vernünftig-hysterischen Nerven aufgeregt, von tausend widersprechenden Gelüsten bewegt, die nicht einmal dazu gelangen Wünsche zu werden, von Allem enttäuscht ohne von irgend etwas aus Mangel an Erlebnissen gekostet zu haben, ohne Feuer, ohne Hingebung vereinen sie die Launen verwöhnter Kinder mit der Trockenheit, alter Skeptiker.«

IV.

Maupassant gibt an einer anderen Stelle dieser Gruppe den Namen »der Frauen »fin de siècle«. »Fin de siècle« ist in Frankreich ein Sammelwort für alle Erscheinungen der großen Erschöpfung, der fruchtlosen Anläufe geworden.

Was das Verdienst solcher Bücher ausmacht, das ist die Unerschrockenheit, mit der sie in ein neues und schwieriges Gebiet der psychologischen Studien eindringen. Sie erfassen das Weib in der Intimität seiner Persönlichkeit, als etwas, das für sich dasteht und ein eigenes Leben lebt, — sein Leben der vielen Tage, Wochen, Monate und Jahre, wo es in sich wächst und wird, sich bildet und sich verbildet in der Einsamkeit seines Daseins, in seinem Innenleben von Wünschen, Träumen, Hoffnungen, Enttäuschungen, ohne daß ein bestimmter Mann und ein bestimmtes Erlebniß an dem Horizont seiner Seele auftaucht. Und kommt dann endlich der bestimmte Mann und das bestimmte Erlebniß, oder auch etwas Anderes, Unvorhergesehenes, so ist sehr oft der ganze seelische

Bau schon fertig und das Material gehärtet und das Gefühl unfruchtbar und nichts mehr flüssig und umzuformen und umzubilden. Diese Erscheinung in ihren Verzweigungen hat die Literatur so gut wie noch nie in Betracht gezogen. Sie hat mit dem Weib immer erst bei der Liebe angefangen; der Inhalt der Dichtung war das Verhältniß zum Mann, oder die Vorbereitung auf das Verhältniß zum Mann. Das ist eine Vereinfachung des Stoffes, die auf der Naivetät einer veralteten Lebensanschauung beruht. Aber das Leben ist nicht so einfach, wie gröbere Sinne es sich zurechtgelegt hatten. Und vor Allem: das Leben wandelt und die Menschen verändern sich.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Kunst. Wie sie werden wird, das kommt auf die geistige und seelische Fülle und Feinheit der Persönlichkeiten an, die sie uns bringen werden. Sie kann wie ein mächtiger Vogel sein, der sich weit hinausschwingt in den dunkelsten Raum der Zukunft. Aber sie kann auch wie ein Mißgeschöpf sein, das am Boden rutscht. Den Vogel mit den breiten Flügeln haben wir noch nicht zu sehen bekommen.

Der Einsatz, den die französische Kunst bis jetzt gemacht, sind die Anläufe und die feine Witterung einer empfindungsverfeinerten Rasse. Aber viele Zeichen reden davon, daß der echte Strom der Production in Frankreich zu stocken anfängt.

Auch in diesen Büchern laufen interessante und tiefgesehene Probleme in die conventionelle Chambre-garnie-Liebe aus, die zur Befriedigung des lieben Publikums

in keinem französischen Roman fehlen darf. Die Franzosen sind Eroberer, aber keine Colonisatoren.

In diese Gebiete einzudringen, sie aufzupflügen und in Besitz zu nehmen, wird germanischen Geistern überlassen bleiben.

Buch- und Kunstdruckerei „Steyrermühl“ in Wien.

Verlag der »Wiener Mode«.

Handarbeits-Bibliothek der „Wiener Mode“.

I.

Album der Monogramme

für Kreuzstich.

38 farbige und schwarze Tafeln mit 586 Original-Compositionen sämmtlicher Monogramme von AA—ZZ, sowie Einzeln-Alphabete, Ziffern, Kronen, Wappen u. s. w.

Mit Vorwort und Inhaltsverzeichniß.

Preis fl. 1.50 = M. 2.50 = Frs. 3.25.

Vorzugspreis für Abonnentinnen der „Wiener Mode“:
fl. 1.— = M. 1.70 = Frs. 2.—

5 Auflagen in wenigen Wochen!

Die Kunst Servietten zu falten.

☞ Fünfte Auflage. ☜

Mit 39 Abbildungen und einer Einleitung über das Tafeldecken und Serviren.

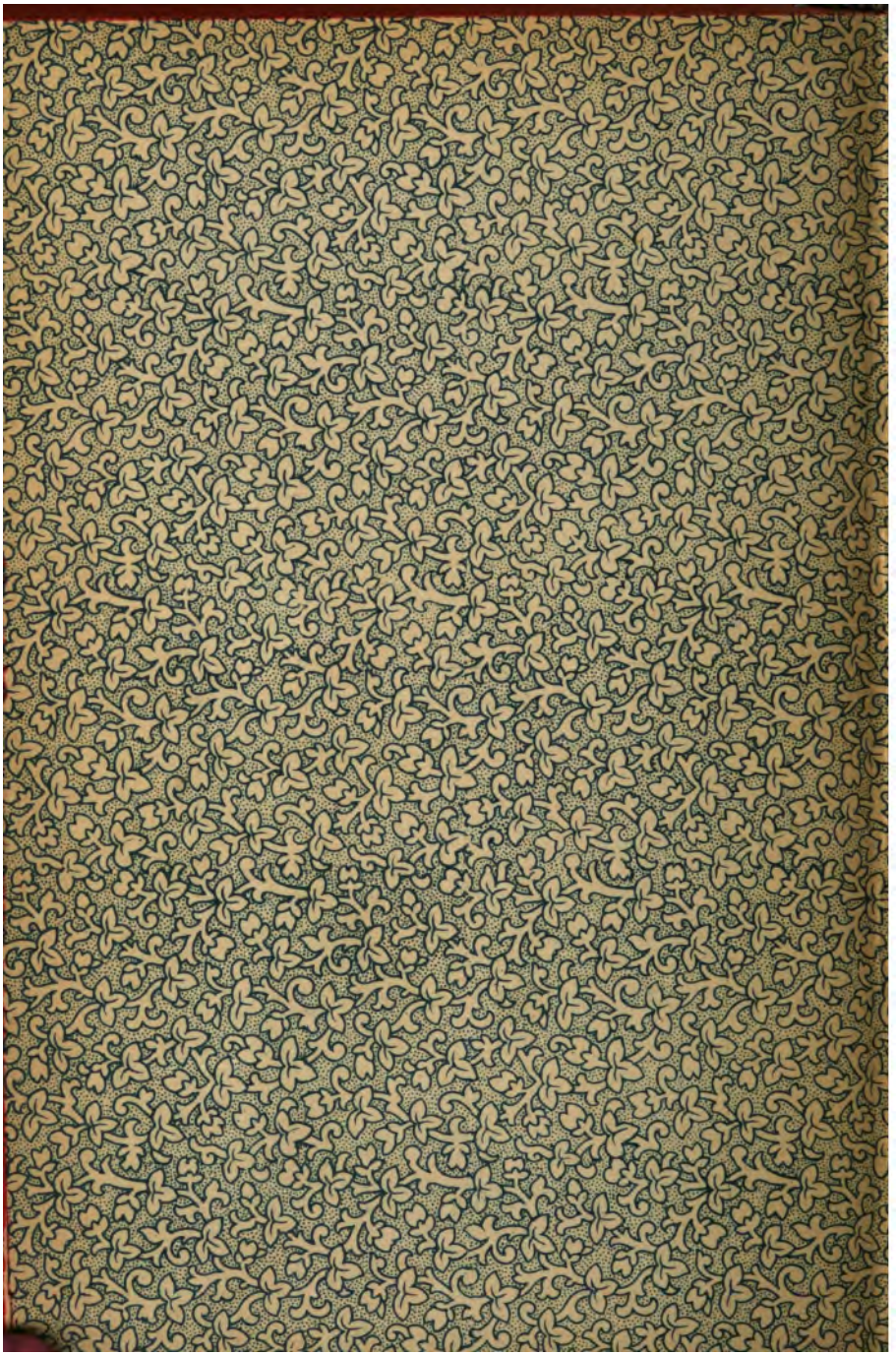
Preis 30 Krz. = 50 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Demnächst erscheint im selben Verlage

Die Kunst schön zu sein.

Ein Nachschlagebuch für alle Damen, mit zahlreichen Anweisungen und Recepten für die Schönheitspflege.

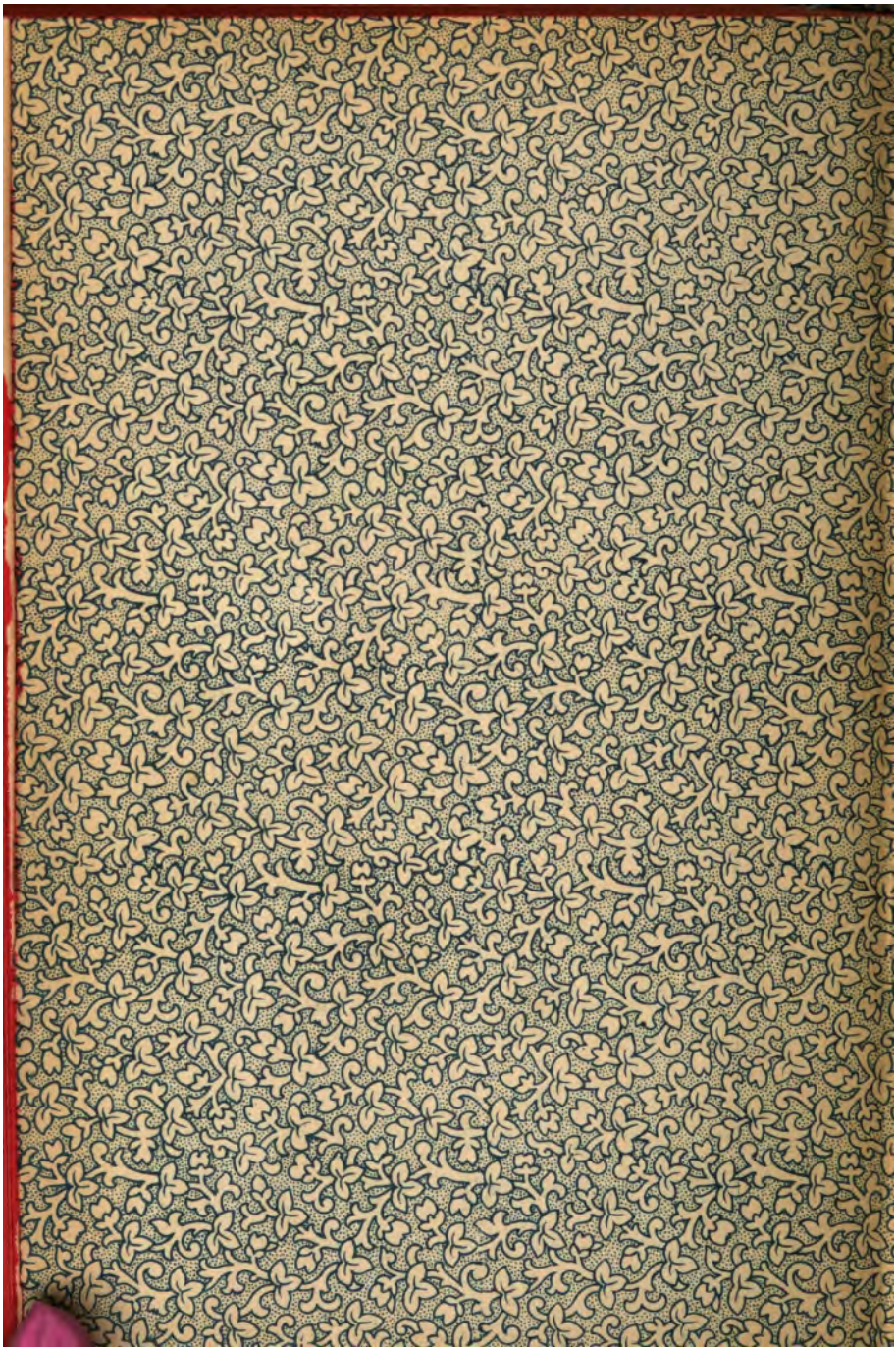


396.8
H25
Marholm

396.8
H25

Marholm

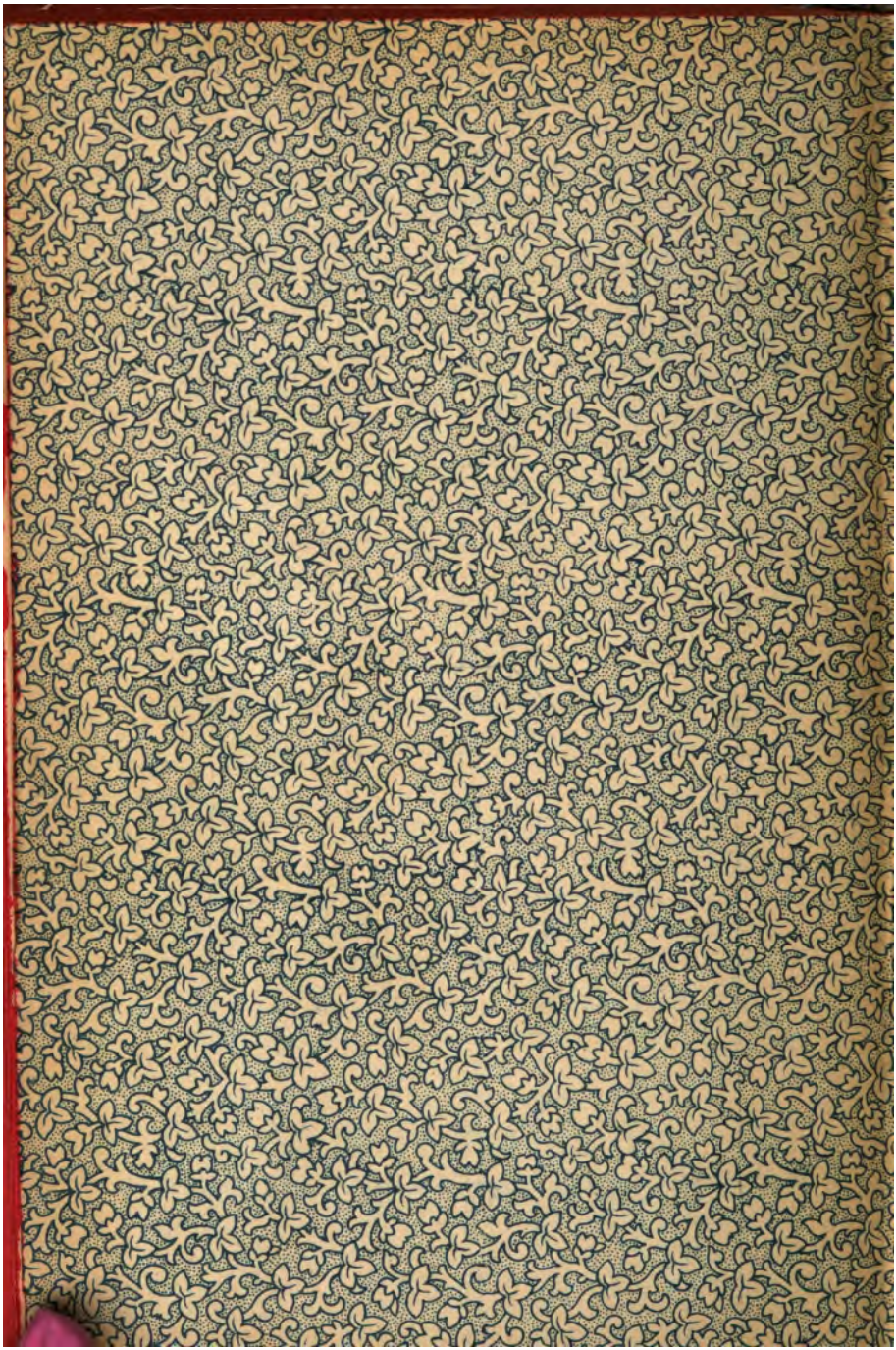
CoLibri
COVER SYSTEM ®
Made in Italy



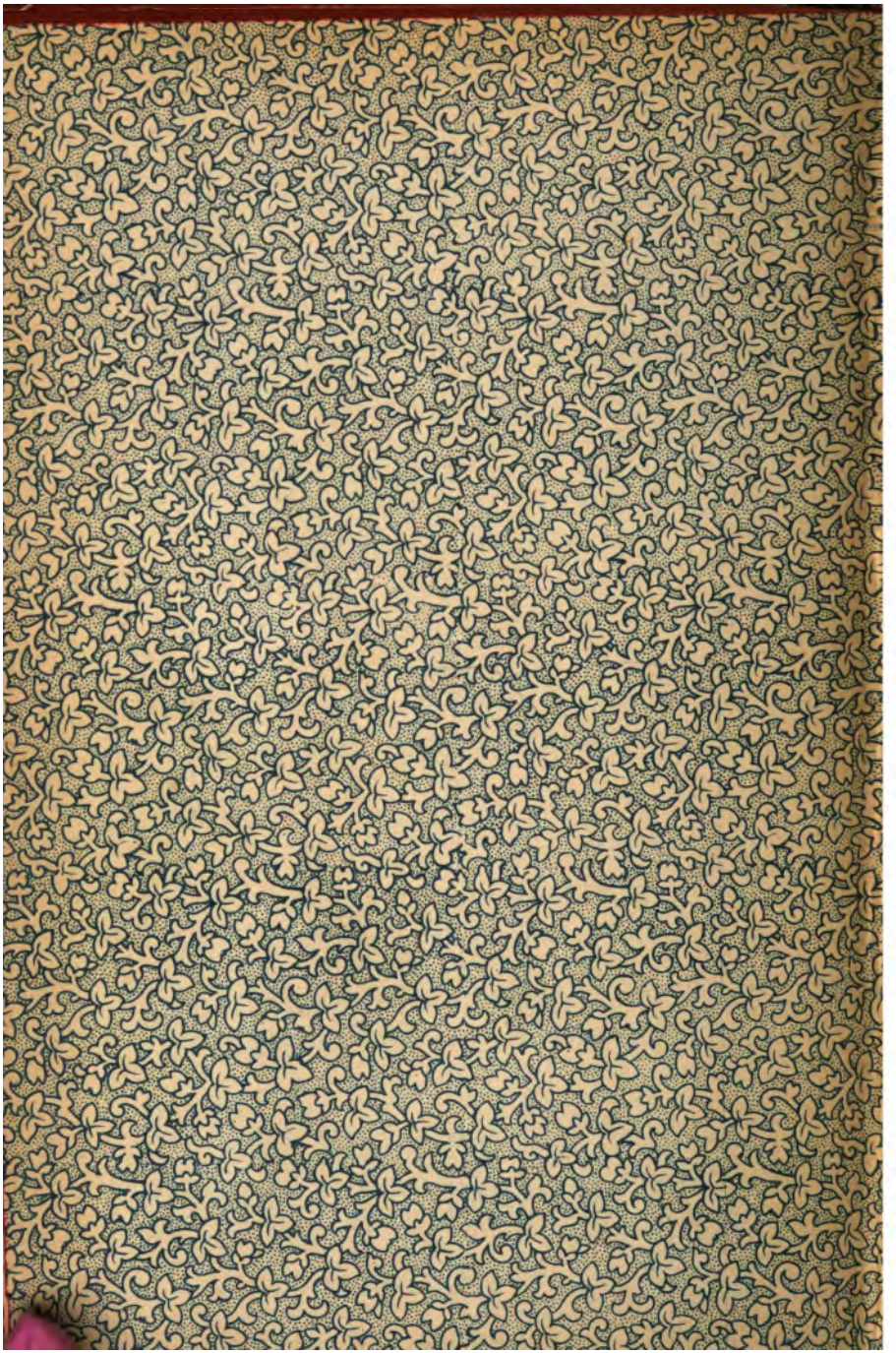
396.8
H25

Marholm

CoLibri
COVER SYSTEM ®
Made in Italy



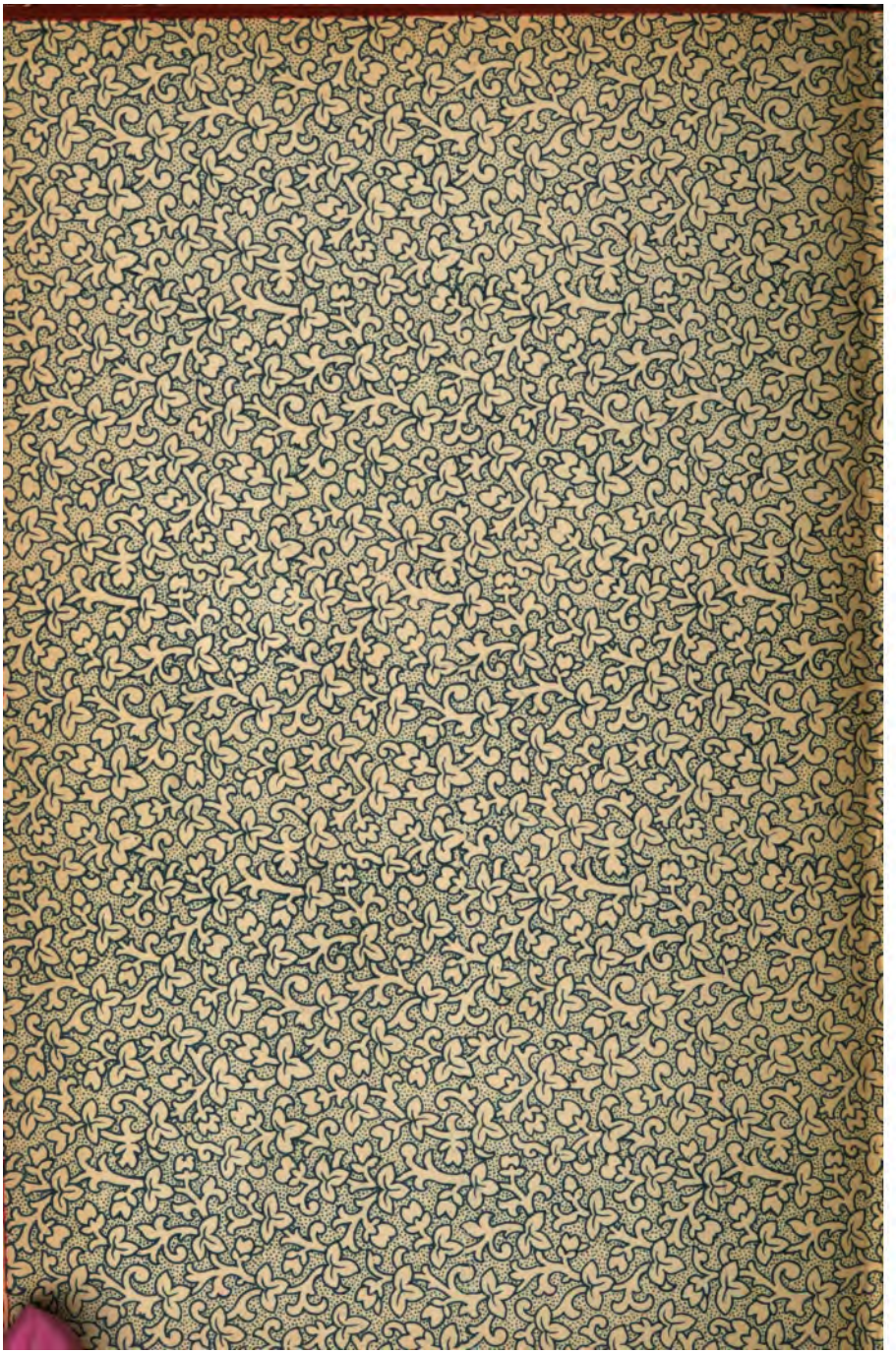
396.8 Marholm
H25



396.8
H25

Marholm

CoLibri
COVER SYSTEM ®
Made in Italy



396.8
H25

Marholm

CoLibri
COVER SYSTEM ®
Made in Italy